



1891

Junge Herzen

Claire von Glümer

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Glümer, Claire von, "Junge Herzen" (1891). *Prose Fiction*. 415.

<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/415>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Claire von Glümer. JUNGE HERZEN. Drei
Erzählungen [Drei Sommerwochen -
Comtesse Hardy's Nobelgarde - Zwill-
lingsschwestern].

Berlin: Albert Goldschmidt, [1891].

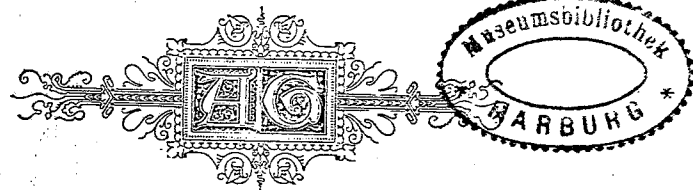
Junge Herzen.

Drei Erzählungen

von

Claire von Glümer.

Drei Sommerwochen. — Comtesse Hardy's
Nobelsingarde. — Zwillingsschwester.

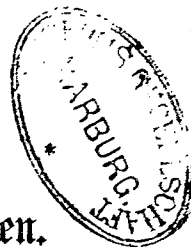


Berlin.

Verlag von Albert Goldschmidt.

1915
331

[18915]



Drei Sommerwochen.

Novelle von Claire von Glümer.

Herrn Professor Helm, Berlin.

Rothenack, 2. Juli 1877.

Lieber Vater! Seit zwei Stunden etwa bin ich hier, bin eben in Gnaden entlassen, sitze, um Dir gute Nacht zu sagen, an einem altmodischen Schreibtisch, in einem altmodischen Zimmer und erwarte jeden Augenblick, dem allen durch plötzliches Erwachen entrückt zu werden, um mich in meinem Bett, meinem Stübchen in der Königgräzer Straße zu finden. Für den Fall aber, daß es nicht geschieht, daß ich wirklich, auf wer weiß wie lange, von Dir getrennt bin, sollst Du, meinem Versprechen gemäß, von allem, was ich erlebt habe, ausführlich hören.

Zuerst also die Reise. Sie ging, wie sich's heutzutage von selbst versteht, unter dem stummen sich Anstarren der Gefährtinnen, — man möchte beinahe Gegnerinnen sagen, — von statten. Für mich freilich das Beste! Ich hatte so viel zu denken — rückwärts, an die letzten Tage mit allem, was sie gebracht haben, daß ich überrascht in die Höhe fuhr, als der Schaffner den Namen meiner kleinen Endstation rief. Dann aber, als ich allein auf dem öden Perron stand, während der Schnellzug weiter brauste,

dachte ich vorwärts, an Rotheneck und seine Zusassen, und nun kam ein Zittern und Zagen über mich, — ich wäre am liebsten auf und davon gelaufen.

Lange hat das übrigens nicht gedauert; als ein alter Diener auf mich zutrat, mich verdukt anstarrte und endlich fragte: „Fräulein Hell?“ — war ich wieder ruhig und stieg als Deine alte, tapfere Juliane in den bereitstehenden Wagen.

Die Fahrt war wunderschön; immer näher kamen die Berge, die ich schon von der Eisenbahn aus gesehen hatte.

„Der Brocken, Fräulein!“ sagte der alte Diener, indem er sich vom Boocke zu mir wendete. Ich dankte und betrachtete das mir bezeichnete, sagenumwobene Bergeshaupt, nach dem ich mich gesehnt habe, so lange ich denken kann, während Du Dich nie bewegen ließeßt, Deiner verzogenen Tochter diesen Reifenswunsch zu erfüllen. Aufrichtig gesagt, ich war enttäuscht. Ein Berg wie andere, — weder durch Form noch Höhe ausgezeichnet, ein behaglicher alter Herr!

Um so mehr entzückte mich der Tannenwald, in den wir bald darauf einfuhren. Auf- und abwärts ging unsere Straße, immer in seinem Schatten, seinem würzigen Dufte. Eichhörnchen sprangen von Zweig zu Zweig; hin und wieder zwitscherte ein Vogel, hin und wieder rauschte ein Wasser zur Seite des Weges. Es war wie vergangenen Sommer in Thüringen, nur noch frischer, noch dufziger, und in Gedanken hatte ich Euch bei mir, wie damals, alle, alle — Dich, die Brüder, Lante Sophie, und Du weißt, wen sonst noch.

„Rotheneck, Fräulein!“ sagte der Alte wieder. Wir hatten eine offene Höhe erreicht; ringsum, jetzt schon von

blauem Abenddunst umhüllt, waldige Kuppen; zu Füßen ein Wiesenthal, ein Bach mit einer Sägemühle, an dem gegenüber aufsteigenden Abhange ein Dorf mit grauen Schindeldächern und darüber, auf vorspringendem, von hohem Waldgipfel überragtem Felsensockel, Schloß Rotheneck, grau, verwittert, einsam, tief melancholisch.

Das Zagen kam wieder, Herzklopfen bis zur Atemlosigkeit, während wir den Berg hinunterfuhren, vorbei an der ächzenden Sägemühle, durch das kleine Dorf, dessen Bewohner neugierig aus Fenstern und Thüren sahen, — dann unaufhaltjam zum Schlosse hinauf.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf den Turm über dem gewölbten Thorbogen, indes der enge, vielwinkelige Schloßhof, in den wir einfuhren, in kühlender Dämmerung lag. Mich fröstelte geradezu, als ich, begleitet von dem Gekläff einiger Dachshunde, die verwitterte Freitreppe hinaufstieg und in den Flur trat, einen öden Raum mit altersschwarzen Wänden und kleinen Spitzbogenthüren zur Rechten und Linken. Aus einer derselben kam eine corpulente Frau in schwarzem Kleide und weißer Haube auf mich zu.

„Mamsell Körber, Fräulein, unsere Wirtschafterin,“ begann der alte Diener, der mir das Handgepäck nachtrug. Sie fiel ihm ins Wort: „Lassen Sie's nur gut sein, Anton; will mich schon selber präsentieren . . . Sorgen Sie nur für den Koffer,“ sagte sie in scharfem Tone, nahm ihm das Plaidbündel ab, überreichte mir meine Handtasche und fuhr freundlicher, aber mit unangenehmer Vertraulichkeit fort:

„Ich bin also die Wirtschafterin, Ludmilla Körber, Fräulein Milchen, wenn ich bitten darf . . . Und Sie

sind Fräulein Hell . . . Ach, du meine Güte, so ein junges Ding . . . Und wie verängstigt Sie aussehen! . . . Na, das wird sich geben. Kommen Sie, ich bringe Sie in Ihr Zimmer und sage Ihnen Bescheid. Wenn Sie hübsch auf mich hören und thun, was ich Ihnen rate, brauchen Sie keine Bange zu haben."

In dem Tone ging es fort, während sie mich zwei steile Treppen hinauf in mein Zimmer führte. Als ich Hut und Staubmantel abnahm, brach sie aufs neue in Verwunderung aus über meine Jugend, mein Aussehen, meinen Anzug. „Bei uns zu Lande sind Lehrerstöchter nicht so elegant," sagte sie und fügte hinzu, der Herr Graf hätten es nicht gern, daß man sich neumodisch kleide. Der Herr Graf wären überhaupt ein Haus tyrann und hätten sie, die Unverheiratete, gezwungen, diese abscheuliche Haube zu tragen. Auch meine Vorgängerin hätte sich immer in schwarze Wolle kleiden müssen, und sie, Fräulein Milchen, könne nicht begreifen, wie Frau Pastorin Rabe, die doch genau Bescheid wisse, dazu gekommen sei, mich junges Blut in dies Eulennest zu rekommandieren. Übrigens solle ich den Mut nicht sinken lassen. Sie, Fräulein Milchen, wäre da und würde sich meiner annehmen. So oft ich eine freie Stunde hätte, möge ich nur zu ihr herunter kommen; sie hätte immer etwas Gutes zu beißen im Schranke, und der Herr Forstgehülfe und der Herr Verwalter, sehr anständige junge Leute, wüßten ihre Stube auch zu finden, und da säßen sie dann vergnügt beisammen und lachten über die Duckmäuserei hier oben. „Untertänigsten guten Morgen, untertänigste gute Nacht, untertänigsten Dank, anders dürfe man den Herrschaften nicht kom-

men und beileibe keine eigene Meinung haben oder gar widersprechen, — wenigstens dem Herrn Grafen nicht. Die Frau Gräfin wären schon traitabler, hätten aber wenig zu sagen.

So ging es, während ich mich vom Reifstaube reinigte, wie Mühlengettapper weiter, bis ein greller Glockenton dazwischen fuhr.

„Ach, du meine Güte, da läutet es zum Abendessen!" rief Fräulein Milchen. „Schnell, Kleine, schnell, daß die Herrschaften nicht zu warten haben."

Darauf führte sie die „Kleine", von der sie um einen halben Kopf überragt wird, in den ersten Stock hinunter, gab ihr allerlei Verhaltensregeln, öffnete ihr eine Flügeltür und ließ sie allein.

Ich stand im Speisezimmer, einem großen, düsteren, mit Holz getäfelten Raume, dessen geschlossene Fenster mit dunklen Vorhängen verhüllt waren. Am oberen Ende der langen Tafel war für drei Personen gedeckt; zu beiden Seiten eines silbernen Aufsatzes in Rococo-Stil standen silberne Armleuchter mit Wachskerzen, eine melancholische Beleuchtung für gasgewohnte Augen.

So weit war ich in meiner Rundschau gekommen, als eine Seitenthür geöffnet wurde, durch die, auf den Arm des alten Anton gestützt, einen Krückstock in der Rechten, Graf Rotheneck eintrat, während sich, laut anschlagend, ein schwarz und weiß gefleckter Leonberger an ihm vorbei drängte, auf mich zustürzte, in die Höhe stieg und mir die Bordertafel auf die Schultern legte; ich mußte den Kopf zurückbiegen, um einer noch zärtlicheren Begrüßung zu entgehen.

„Zurück, Cäsar!“ rief der Graf mit scharfer Stimme, und die Gräfin, die ihm folgte, stieß einen Angstschrei aus; ich aber streichelte, während der Hund gehorjam von mir abließ, sein weiches, lockiges Fell. Hatte der Kluge die Freundin seines jungen Freundes in mir erkannt?

Jedenfalls wurde mir durch ihn das erste Zusammenreffen erleichtert. Der Graf machte dem Hunde, der sich eine eigene Meinung erlaubt hatte, — denn ohne Bewilligung des Herrn hatte er mich willkommen geheißt, — die gebührenden Vorwürfe, und die Gräfin fühlte sich zu einer Entschuldigung des ungestümen Biertrinkers gedrungen. Dann ging es zu Tisch, und ich hatte Muße, die „Herrschaften“, wie Fräulein Milchen sagt, zu betrachten.

Der Graf, früher gewiß ein stattlicher Mann, ist von Alter oder Krankheit gebrochen. Das feine, scharfgeschnittene Gesicht auf die Brust gesenkt, die von dichten, weißen Brauen beschatteten Lider halbgeschlossen, saß er in sich zusammen gesunken auf dem Ehrenplatze. Sein Haar ist weiß und spärlich, sein Kopf beständig in leise zitternder Bewegung; aber wenn er sich hin und wieder aufrichtet und die großen, dunkelblauen, finstern blickenden Augen aufschlägt, kommt die Unbeugbarkeit seines Willens so deutlich zum Ausdruck, daß sich gegen die Befehle oder Urtheile, die er in kurzen Sätzen, mit leisem, hartem Tone, ausspricht, wohl nur selten jemand aufzulehnen wagt. Die Gräfin dagegen, — ich glaube nicht, daß ich jemals in dem Gesicht einer alten Frau solchen Ausdruck der Hülflosigkeit gesehen habe. Die schüchternen, hellgrauen Augen, das verlegene Lächeln, die Haltung der kleinen, überzarten Gestalt, der Ton der Stimme, die Art zu sprechen, —

alles ein unablässiges für ihr Dasein um Verzeihung Bitten. Vom ersten Augenblick an fühlte ich, — ihre Untergebene, — ein zärtliches Erbarmen für die alte Dame, den Wunsch, sie zu stützen, zu behüten, innerlich wie äußerlich mit sanften Händen anzufassen, sie lieb zu haben, wenn sie sich's gefallen läßt. Vielleicht würde sie es gar nicht merken, denn die Sorge für den Grafen scheint sie vollständig in Anspruch zu nehmen. Unablässig hat sie ihn im Auge, lächelt halb traurig, halb verlegen zu allem, was er sagt, und beantwortet seine Tagesbefehle und Drakelsprüche mit einem sanften: „Gewiß, Hans Albrecht, — ganz recht, Hans Albrecht, — wie Du willst, Hans Albrecht.“ Hin und wieder wendete sie sich auch mit einer Frage zu mir, aber ich glaube nicht, daß sie jemals auf eine Antwort gehört hat. Was den Herrn Grafen betrifft, so haben sie — Du siehst, ich bin der Anstandsregeln Fräulein Milchens eingedenk, — so haben sie nur ein einziges mal gerührt, von meiner Anwesenheit Notiz zu nehmen. Die Gräfin hatte die Besorgnis geäußert, daß ich zu jung sei, um mich in der Einförmigkeit von Rotheneß behaglich zu fühlen, und ehe ich antworten konnte, blickten mich die dunkelblauen Augen an, und die leise, harte Stimme sagte:

„Sehr jung, in der That, — aber es ist ja nur eine Probe; wir können uns jede Minute wieder trennen. . . .“

Das war mein Willkommen! — Lieber Vater, glaubst Du, daß ich, wie gewisse Leute hoffen und wünschen, diese Festung zu erobern vermag? Ich zweifle.

Die Tafelfreuden schienen nicht enden zu wollen, obwohl wenig gegessen wurde; selbst mir war der Appetit vergangen. Aber der alte Anton bediente mit unglaublicher

Langsamkeit, und nachdem ich meine letzte Erdbeere längst gegessen hatte, saß der Graf noch immer in sich zusammengefunken und zerbröckelte mit nervösen Fingern ein Stück Brot. „Anton!“ rief er plötzlich. Der Diener kam und half ihm aufstehen. „Gefegnete Mahlzeit!“ — eine Verbeugung für die Gräfin, ein stummes Kopfnicken für mich; dann kam aus dem Hintergrunde Cäsar geschritten und eröffnete den Zug, den ich auf einen Wink der Gräfin schloß.

Ich gelangte übrigens nur bis an die Thür zum Allerheiligsten. „Für heute könntest Du die junge Dame entlassen; — gute Nacht, Fräulein!“ sagte der Graf und verschwand in dem angrenzenden, schwach erleuchteten Gemach, während mir die Gräfin Erlaubnis gab, mich zurückzuziehen, um von der Reise auszuruhen; morgen früh zehn Uhr erwarte sie mich im Wohnzimmer. Damit verschwand auch sie. Im Gange überreichte mir der alte Anton einen Handleuchter; in meinem Zimmer fand ich eine brennende Lampe, — Petroleum scheint für Rotheneck zu nemodisch zu sein, — und eine junge, bäuerische Magd, die das große Himmelbett für mich aufgedeckt hatte und zu wissen begehrte, um welche Zeit ich das Frühstück zu haben wünsche. Dann blieb ich allein, mutlos und mit schwerem Herzen. Jetzt aber, nachdem ich so lange mit Dir geplaudert habe, Du liebster, bester aller Väter, ist alles wieder gut. Ich will schlafen gehen und morgen, ehe ich meinen „Dienst“ antrete, Tante Sophie ausführlich über alles berichten, damit sie sich ausgewundert hat, wenn sie zu Dir zurückkehrt.

Und nun gute Nacht und tausend, tausend innige Grüße Dir und den Brüdern. Ganz eigen war es mir,

als die Gräfin den Grafen „Hans Albrecht“ nannte. Die Namen der Brüder, der frischen, übermütigen Jungen in dieser Menschenruine vereinigt, — seltsamer Zufall!

Gute Nacht, leb' wohl, — verzeih mir den Buchbrief, — nein, das ist eine alberne Phrase! Zu Dir zu flüchten, ist mein gutes, liebes Recht; bin ich doch Deine

Juliane.

An Frau Majorin Römer, Karlsbad.

Rotheneck, 3. Juli 1877.

Was wirst Du von mir denken, liebe Tante, wenn Du hörst, daß ich der Aufgabe, Dich im Hause meines Vaters nach Kräften zu vertreten, untreu geworden bin, um zu Menschen zu gehen, die ich bis gestern nur dem Namen nach gekannt habe! — Laß Dir erzählen, wie es gekommen ist.

Vergangenen Donnerstag, den 28. Juni, — ein Datum, das ich nie, nie vergessen werde, — hatte ich zum Abendessen im Gartenhäuschen decken lassen und saß, auf Vater und Brüder wartend, mit einer Handarbeit am Theetische, als hinter den Fliederbüschen ein Schritt erklang, der keinem von ihnen angehörte. Herbert Bardorff war es, der heranstürmte. Du weißt, wie ungestüm er sein kann, aber so war er nie zuvor. Mit einem Satze sprang er über das Teppichbeet, mit dem zweiten die Stufen herauf, faßte meine Hände, — ich war erschreckt aufgestanden, — zog mich an sich und sagte mir in wirren, abgerissenen Worten, was ich längst geahnt, ersehnt, gehofft hatte. Deine klugen Augen haben es wohl auch längst erkannt, lieb Tantchen? Oder bist Du ebenso blind gewesen wie

Papa? Er war geradezu fassungslos, als er, — wir hatten ihn nicht kommen hören, — über die Schwelle trat.

„Herr von Bardorff, haben Sie vergessen . . .“ rief er vorwurfsvoll und sah dabei so blaß und traurig aus, wie ich ihn nur an Mamas Sterbebett gesehen habe. Auch Herbert wurde blaß, vielleicht weil ich ihm auf einen Wink des Vaters die Hand entzog und zitternd auf den nächsten Stuhl sank, während er mit erzwungener Ruhe zur Antwort gab:

„Die Großeltern, meinen Sie? Nein, lieber Professor, ich habe sie nicht vergessen, habe mein Herz um ihretwillen bis zum heutigen Tage bezwungen. Jetzt aber, da sich die Möglichkeit zeigt, die alten Leute für meine Wünsche zu gewinnen —“

„Niemals!“ fiel ihm der Vater ins Wort. Herbert ließ sich nicht entmutigen.

„Erlauben Sie uns den Versuch! Es handelt sich um Julianens Glück wie um das meine,“ antwortete er in seinem herzgewinnenden Tone und erklärte dann in wenigen Worten seinen seltsamen Plan. Die Witwe des ehemaligen Pfarrers von Rotheneck, die jetzt in Berlin bei einer verheirateten Tochter lebt, hatte von der Gräfin Rotheneck den Auftrag erhalten, so bald als möglich für ihre erkrankte Vorleserin Erjaß zu schaffen. Die Pastorin, die keinen Rat wußte, hatte Herbert zu Hilfe gerufen, und nun beschwor er den Vater, mich nach Rotheneck gehen zu lassen. Mit seinem Leben wolle er dafür einstehen, daß ich die Herzen der alten Leute gewinnen und damit ihre Vorurteile bestegen werde. Nur ihre Unbekanntschaft mit dem Leben sei schuld, daß sie so hartnäckig an den Über-

lieferungen der Vergangenheit festhielten. Wenn sie sich überzeugten, daß die Tochter des Professors Helm an Bildung und edler Sitte jeder Hoch- und Höchstgeborenen gleichstehe, würden sie dem Glück des Enkels nichts entgegenstellen. So stolz und starrsinnig Graf Rotheneck sein möge, der innerste Kern seines Wesens wäre durchaus edel; die alte Gräfin aber sei die Güte und Milde selbst, dazu eine schwergeprüfte Mutter, eine einsame Dulderin, der ich durch herzliches Entgegenkommen eine Wohlthat erweisen werde.

Während Herbert das alles in seiner feurig überzeugenden Weise auseinandersetzte, stand ihm der Vater sichtlich bewegt gegenüber; aber ehe er antworten konnte, kamen die Brüder mit dem bekannten chronischen Wolfshunger, der nach stürmischer Begrüßung ihres geliebten Herbert sein Recht beehrte.

„Gieb ihnen zu essen; ich habe mit Bardorff zu sprechen,“ sagte der Vater und nahm Herberts Arm; sie verließen den Pavillon und gingen längs der Gartenmauer auf und nieder. Zuweilen blieben sie stehen, und der Ton ihrer Stimme drang zu mir herüber. Endlich gaben sie sich die Hände; dann entfernte sich Herbert, indes der Vater langsam mit gesenktem Kopfe zurückkam.

Mir schlug das Herz zum Zerpringen. War alles aus, Herbert abgewiesen? — Nein, dann hätte mir der gütige Vater nicht so zulächeln können. Herbert lasse grüßen; er sei in der bewußten Angelegenheit zu der Pastorin Rabe gegangen und werde morgen Bescheid bringen. Damit mußte ich mich begnügen, bis endlich, endlich meine lieben Wölfe gesättigt waren und von Papa mit einem Auftrage fortgeschickt wurden.

Sobald wir allein waren, streckte er mir über den Tisch die Hand entgegen und hielt die meinige, die ich zitternd hineinlegte, fest. Er hoffe, daß ich von seiner Liebe überzeugt sei, auch wenn er mir weh thun müsse, sagte er. Seiner Meinung nach würde jeder Versuch, Herberts Großvater umzustimmen, an dem Stolz und Starrsinn des alten Mannes scheitern. Hätte er doch den einzigen Sohn, weil dieser sich gegen die Familien=Traditionen aufgelehnt, verstoßen und jede spätere Annäherung desselben zurückgewiesen, obwohl ihm auch die einzige Tochter, Herberts Mutter, um dieselbe Zeit durch den Tod entziffen sei. Sollten sich nun um meinetwillen die alten Kämpfe auf Rotheneck erneuern, den Vereinstanten der Entel verloren gehen wie der Sohn? Nun und nimmermehr würde er dazu seine Einwilligung geben, versicherte der Papa, — ganz abgesehen davon, daß ich ihm zu gut sei, um einer widerstrebenden Sippe aufgedrängt zu werden. Ob denn wirklich meine Liebe zu Herbert eine so unüberwindliche sei, daß ich mich im Vaterhause nicht mehr glücklich fühle?

Wie mir die Frage ans Herz ging! Aber es ist so, — alle Eure Liebe, Ihr Guten, Teuren, genügt mir nicht mehr. Das gestand ich dem Vater, während ich ihm mit heißen Thränen um den Hals fiel und dann, — wie als Kind, wenn ich betrübt war, — neben ihm auf den Knien lag und die Stirn an seinen Arm drückte, indes er mir mit der freien Hand das Haar streichelte und mir liebevoll zusprach.

So überraschend ihm meine Liebe sei, — er hätte in mir noch immer ein halbes Kind gesehen, — so sehr würde

ihn, wenn sich die äußeren Hindernisse beseitigen ließen, meine Herzenswahl erfreuen, sagte der gute Vater. Herbert wäre ihm lieb wie ein Sohn, und um für unser Glück das mögliche zu thun, wolle er mich nach Rotheneck gehen lassen, — vorausgesetzt, daß ich den Mut dazu hätte und die Pastorin Kabe, nachdem sie erfahren, um was es sich handele, bereit sei, uns beizustehen.

Daß ich nicht zauderte, kannst Du Dir wohl denken, liebe Tante! Auch die alte, nette Pastorin, die Papa erst allein besuchte, war einverstanden und hat mir, als ich ihr zugeführt wurde, eindringlich zugeredet, mich nicht abschrecken zu lassen, wenn ich lange und mühsam ringen müsse, um mein Ziel zu erreichen.

Alles Weitere kam schnell in Ordnung. Die von der Pastorin vorgeschlagene Lehrerstochter Juliane Hell, — Papa bestand auf dieser Namensveränderung, — wurde ohne Weiteres angenommen; den Brüdern und Bekannten wurde gesagt, daß ich zu Freunden des Vaters gehe, die sich meinen Besuch erbeten haben. Dann mußten Herbert und ich feierlich geloben, das Ergebnis meines Unternehmens wie ein Gottesurteil anzusehen, das heißt einander zu entsagen, wenn ich nichts erreiche. Auch auf jeden heimlichen Verkehr haben wir Verzicht geleistet; nur durch den Vater und Dich, liebe Tante, dürfen wir uns Grüße schicken und von einander hören. So ist es mir denn ein wahrer Trost, daß Du in den nächsten Tagen nach Hause gehst; Du siehst alles, verstehst alles, wirst Dich Deiner armen Juliane und Deines Schüßlings Herbert erbarmen. Hast Du doch gewissermaßen die Verpflichtung, Dich unserer Liebe anzunehmen, da Herbert durch Dich in unser

Haus gekommen ist. Anfangs — weißt Du noch? — war ich immer in Opposition, wenn Ihr alle sein Lob anstimmtest. Du hattest so viel von ihm erzählt, von seiner Sorgfalt für den verwundeten Onkel, seiner Teilnahme für Dich, als Du nach Metz gekommen warst, den Sterbenden zu pflegen, seiner Tollkühnheit in der Schlacht, seiner Kaltblütigkeit in Gefahr, seiner Pflichttreue, seiner Ritterlichkeit in allen Lebenslagen. Ich hatte mir einen Achilles, einen Siegfried vorgestellt und sah nun einen Lieutenant, der in meinen fünfzehnjährigen Augen nicht anders war, als seine Kameraden. Dazu kam, daß er mich kaum beachtete. Er tollte mit den Brüdern oder sprach ernsthaft mit Dir und den Eltern. Es ärgerte mich geradezu, daß er von Euch allen behandelt wurde, als ob er zur Familie gehöre, und warum Euch seine Erzählungen von Schloß Rothenek und dessen Bewohnern interessierten, begriff ich nicht. Mit ihm versöhnt habe ich mich erst, als er beim Tode meiner Mutter so teilnehmend war und dem armen Papa jede freie Stunde widmete. Und dann ist's weiter und weiter gegangen, bis eines schönen Tages . . . Tantchen, Auges, liebes Tantchen, hast Du mein „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein“ nicht erkannt, nicht verstanden?

Was aus mir werden soll, wenn mein Versuch mißlingt? . . . Nein, nein, er darf nicht mißlingen, und damit es nicht geschieht, darf ich nicht mutlos werden, und damit ich es nicht werde, mußt auch Du mir helfen, wie mir der gute Vater geholfen hat. Es war rührend, wie er, der sonst für den Kleintram des Lebens so gar keinen Sinn hat, an alles Mögliche dachte, und wie er trieb, daß ich

fortkam! Fürchtete er, daß ihm seine Zustimmung zu Herberts Plan leid werden könne? Oder fürchtete er Tante Sophiens „hohe Vernunft“? — Auch ich fürchte, daß Du Dich meiner Expedition nach Rothenek widersetzt hättest. Aber, lieb Tantchen, so zweckmäßig „Geduld, Vernunft und Hasergrüt“ in vielen Fällen sein mögen, — in manchen sind sie nicht zu gebrauchen, und Du mußt mir erlauben, daß ich Deinem Lieblingspruch ein anderes Stückchen Volksweisheit entgegenstelle; es lautet: „Man muß helfen, wenn Gott gutes Korn machen soll!“ — So laß mich denn in meiner Weise pflügen und säen, und bete mit mir um den Segen, der von oben kommt.

Halb zehn! In einer halben Stunde habe ich im Wohnzimmer zu erscheinen und wahrscheinlich mein Vorleser-Amt anzutreten. Daß mir bänglich zu Mute ist, kannst Du Dir denken. Über meine Reise, meine ersten hiesigen Eindrücke habe ich Papa geschrieben; es heute zu wiederholen, fehlt mir die Zeit, denn mein Brief muß fertig sein, wenn der Postbote kommt, sonst trifft er Dich nicht mehr in Karlsbad.

Etwas muß ich Dir aber noch erzählen. Als ich am Morgen der Abreise mit Papa beim Frühstück saß, — die Brüder waren schon zur Schule gegangen, — sagte er, aus tiefem Sinnen erwachend: „Ich möchte Dir erklären, liebes Kind, warum ich Herberts Wunsch so schnell zugestimmt habe . . .“ Dann erfuhr ich, daß auch Papas Liebe die Zustimmung der Seinigen nicht erlangt hat, weil die Erbtorene seines Herzens die Tochter eines Schauspielers war, des großen Künstlers, auf den wir so stolz sind! Liebe Tante, welche Hinterwäldler müssen die Verwandten meines Vaters

E. v. Glümer. Junge Herzen.

sein! Nun ist mir klar, warum er nie von ihnen spricht, — sie können ihn nie verstanden haben. Dennoch ist er, wie jetzt Herbert, überzeugt gewesen, daß seine Eltern ihre Vorurteile aufgeben würden, wenn sie seine Braut kennen lernten. Es ist ihm aber nicht gelungen, sie in seiner Familie einzuführen; er hat gegen den Willen der Eltern geheiratet, und sie haben sich nie mit ihm und Mama veröhnen wollen. Ob sie noch leben? Zu fragen wagte ich nicht; Papa sah so traurig aus, sprach auch gleich weiter, sagte, daß ihn die Erinnerung an die eigenen Wünsche und Hoffnungen für Herberts Plan gewonnen habe, und daß er hoffe, ich werde ausführen können, was meiner Mutter nicht vergönnt gewesen ist. Dann kam der Abschied, der mir schwerer wurde, als ich's zeigen mochte. Herbert war natürlich auch am Bahnhof. — Erst unterwegs hatte ich Muße, über Pappas Geständnis nachzudenken und mich zu fragen, warum Du mir nie davon gesagt hast. Bin ich auch in Deinen Augen, trotz meiner neunzehn Jahre, noch „ein halbes Kind“? Könnst' ich Euch doch durch kluges Durchführen meiner Aufgabe das Gegenteil beweisen! — Für heute Lebwohl, geliebte Tante! Grüße mir Vater und Brüder, wenn Du sie wiedersehst, und ebenso herzlich „unsern“ Herbert von seiner — Deiner

Juliane.

Rotheneck, 4. Juli 1877.

Guten Morgen, lieber Vater! Wie hast Du geschlafen, wie geht es Dir? Hast Du diese Nacht nicht zu lange am Schreibtisch geessen? Und wirst Du nicht versäumen, — da weder Tante noch ich Dich überwachen, — vor Be-

ginn der Tagesarbeit auf eine halbe Stunde in den Garten zu gehen? In Gedanken folge ich Dir, hänge mich an Deinen Arm, und während wir im Schatten der Mauer auf und nieder gehen, erzähle ich Dir von meinen gestrigen Erlebnissen.

Es war noch früh, als ich unter meinem Baldachin erwachte, auf dessen blaugrundigen Rattan-Vorhängen Duzende bunter, bebänderter Schäfer ebenso vielen bebänderten Schäferinnen, deren jede ein bebändertes Schaf zur Seite hat, Blumensträuße überreichen. Daselbe verschossene Idyll bedeckt Sofa und Stühle und hängt in altmodischen Draperien um das erblindete Fenster meines Koko-Kästchens, in dem sich mit dem leisen Lavendelduft des Potpourri die bedrückende Atmosphäre des vergangenen Jahrhunderts erhalten zu haben scheint. Desto frischer ist die Luft, die von draußen hereinströmt, — und die Aussicht über einen kleinen Garten mit geradlinigen, von Buchsbaum umrahmten Blumenrabatten, dem Walde zu, der hinter dem Schlosse aufsteigt, so verlockend, daß ich am liebsten hinausgegangen wäre. Ich hatte jedoch, bis die Stunde kam, die mich ins Wohnzimmer rief, an Tante Sophie zu schreiben.

Punkt zehn Uhr ging ich in den ersten Stock hinunter, wo mich der alte Anton bereits zu erwarten schien. Er öffnete mir das Gemach neben dem Schlafzimmer, meldete Fräulein Hell und schloß hinter mir die Thür.

Auf den ersten Blick war in dem großen, mit altmodischem Hausrat überfüllten Raume niemand zu sehen; dann aber rief hinter einer spanischen Wand die Stimme der Gräfin: „Hierher, liebes Fräulein!“ Ich trat heran

und sah in einem von zwei Wandschirmen gebildeten, auf eine geschlossene Glastür mündenden Separat-Kabinet den Grafen und die Gräfin einander gegenüber sitzen. Zwischen ihnen stand ein kleiner Tisch mit Zeitungen, einem Buche und dem Knäuelkörbchen der strickenden alten Dame.

Neben dem Grafen, auf einem Bärenfell, lag der Hund, erhob sich, sobald ich zwischen den Schirmen erschien, kam wedelnd an meine Seite und wollte sich, als mir die Gräfin nach der ersten Begrüßung einen Stuhl ihr zur Rechten anwies, neben mich legen, aber der Graf rief ihn zurück. Das Tier gehorchte und warf, als es sich niederstreckte, seines Herrn Krückstock um. Natürlich sprang ich auf, lehnte den Stock wieder an den Sessel des Grafen und kehrte auf meinen Platz zurück.

Die Gräfin nahm das Wort; Frau Pastorin Rabe, der sie beide volles Vertrauen schenkten, hätte mich so warm empfohlen, daß sie ohne weitere Erkundigungen auf ihren Vorschlag eingegangen wären. Nun aber, nachdem sie mich gesehen, fürchteten sie beide, daß ich wegen meiner Jugend und meiner — sie stockte; „neumodischen Art“ ergänzte der Graf, ohne aufzublicken, — nicht nach Notheneck passe, schloß die Gräfin. Ich hat, es mit mir versuchen zu wollen, und erhielt Erlaubnis, die Zeitung, — es war der „Sam-burger unparteiische Korrespondent“, — vorzulesen.

„Deutlich und nicht zu schnell,“ sagte der Graf.

Ich hatte kaum begonnen, als der sich reckende Hund den Krückstock abermals umwarf. Ich wollte aufstehen, aber die Gräfin legte die Hand auf meinen Arm: „Weiterlesen!“ flüsterte sie und erhob sich, um selbst Cäsars Unvorsichtigkeit gut zu machen. Das wiederholte sich noch

zwei, drei mal; endlich, — ich war eben mit einem Artikel fertig geworden, — hielt ich es nicht mehr aus, ging um das Tischchen herum, zog das Bärenfell soweit vom Lehrstuhl des Grafen ab, daß sein Stock nicht mehr gefährdet war, und kehrte zu meiner Zeitung zurück. Mit dem Ausdruck des Schreckens hatte die Gräfin das Strickzeug sinken lassen; der Graf blickte flüchtig auf, sagte aber nichts; ich las weiter.

Gut, daß die Herren Zeitungsschreiber nicht hören, wie sie vom Grafen Notheneck beurteilt werden. Zuweilen unterbrach er mich mit einem Ausruf, wie: „Albernheit! — Tollhäusler-Geschwätz!“ zuweilen mit längeren Auseinandersetzungen. „Nichts dazu sagen,“ hauchte mir die Gräfin zu; ich gehorchte.

Mit meinem Lesen war der alte Herr zufrieden. Ich müsse Übung darin gehabt haben, sagte er, und als ich antwortete, daß ich meinem Vater seit Jahren Zeitungen und historische Werke vorgelesen habe, meinte er, dann werde mich das Buch nicht erschrecken, in dem meine Vorgängerin stecken geblieben sei, und das ich nun auslesen müsse. Dabei deutete er auf den Band, der auf dem Tische lag. Es war — ich hätte auffubeln mögen — Dein neuestes Buch: „Beiträge zur Geschichte der Freiheitskriege und des Wiener Kongresses.“

Aber lange währte meine Freude nicht, denn auch Dein herrliches Werk, das Dir so viele Freunde erworben, Dich zum Abgott Deiner Studenten gemacht hat, erregte den Zorn des alten Herrn, der in jeder, noch so klar begründeten Widerlegung des Überlieferten Pietätlosigkeit und revolutionäre Gesinnung sieht. Merkwürdig war mir sein

wiederholter Ausruf: „Er dürfte dergleichen nicht sagen, — er nicht!“ Als ich jedoch fragen wollte, was er damit meine, hauchte die Gräfin wieder, diesmal in sichtlich Angst: „Nichts dazu sagen, — weiterlesen!“ So las ich denn, mit immer beflommenerem Herzen. Ich fand es feig und verächtlich, zu schweigen, wenn Du angegriffen wirst, und fühlte mich wie erlöst, als, — sobald es Zwölf schlug, — der alte Anton erschien, um seinen Herrn in die Sonne zu fahren.

Ja, in die Mittagssonne des heißen Julitages. Die Glasthür wurde geöffnet; der Graf ging, von Anton gestützt, auf die breite Terrasse hinaus, die sich an der Rückseite des Schlosses hinzieht, so daß der erste Stock hier gleichsam zum Erdgeschosß wird, setzte sich in einen bereitstehenden, mit Kissen und Decken versehenen Fahrstuhl und wurde, nachdem ihn die Gräfin sorgsam eingehüllt hatte, von Anton die Terrasse entlang und am Ende derselben, die Rampe hinunter, in den Garten gefahren. Cäsar ging nebenher.

Da ich nicht wußte, was jetzt meine Aufgabe war, blieb ich an der Terrassen-Thür stehen und blickte dem alten Herrn, der inmitten der Sommerpracht noch jammervoller ausah als im Zimmer, mitleidig nach.

Die herantretende Gräfin mochte mir diese Empfindung vom Gesicht ablesen, denn noch freundlicher als bisher, aber auch noch ängstlicher sagte sie, der Graf wäre ein kranker Mann, ein sehr kranker Mann, auf dessen Zustand unablässig Rücksicht genommen werden müsse. Nicht nur jeder Widerspruch, auch jeder Eingriff in Hausordnung und Gewohnheiten sei zu vermeiden. Mit dem Fortrücken des

Bärenfells zum Beispiel hätte ich's gut gemeint und eigentlich das richtige getroffen, — aber ebensovohl, wie es der Graf gelassen hingenommen, hätte er darüber in Zorn geraten können. Von einem Nervenfieber, das ihn vor Jahren an den Rand des Grabes gebracht, sei ihm, mit dem beständigen Gefühl des Fröstelns, eine Reizbarkeit zurückgeblieben, die bei der geringsten Gelegenheit zu heftigen Ausbrüchen führen könne. Um jeden Anlaß zu dergleichen zu vermeiden, bitte sie mich daher, mich streng der Hausordnung einzufügen, vor allem zu den Lesestunden und Mahlzeiten mit dem Glockenschlage zu erscheinen; über alle anderen Tagesstunden könne ich nach Wunsch verfügen; ob ich ihr, wenn sie, wie jetzt, allein sei, hin und wieder Gesellschaft leisten wolle, stehe ganz in meinem Belieben.

„So darf ich bleiben?“ rief ich, und es mußte wohl so warm geklungen haben, wie ich's meinte, denn es flog wie ein Lächeln über das bleiche, verhärmte Gesicht.

„Sehen Sie sich, liebes Kind!“ sagte sie, und das „liebes Kind“ klang durchaus nicht wie eine banale Redensart. Und dann saßen wir uns gegenüber, und sie fragte — mit rührender Schüchternheit — nach meinen Familien-Verhältnissen. Ich erzählte vorsichtig, wie Du es mir angeraten hast, von Dir, von den Brüdern, von der guten Tante Sophie, die bei uns lebt, seitdem sie Witwe geworden, und nach dem Tode unserer Mutter, die ihre Schwester war, treu für uns sorgt. Die Pastorin Rabe muß wohl angedeutet haben, daß ich, um meines Vaters Sorgen zu erleichtern, den Versuch machen wolle, auf eigenen Füßen zu stehen. Ich schämte mich, als ich dafür von der alten Dame gelobt wurde; dabei aber hatte ich,

so sehr auch das eine das andere auszuschließen scheint, wieder dasselbe Gefühl zärtlichen Erbarmens für sie wie den Abend zuvor, besonders als sie von ihren beiden Kindern sprach, einem Sohne und einer Tochter, die sie beide verloren habe. Nur ein Enkel, ihrer Tochter Sohn, sei ihnen geblieben, ein lieber, prächtiger Junge. Du kannst Dir denken, wie mir dabei das Herz schlug, — und doch habe auch er dem Großvater Kummer gemacht. Nicht, als ob er sich je das geringste zu schulden kommen lasse, — er habe ein goldenes Herz und sei in jeder Beziehung ein echter Edelmann, aber daß er im preussischen Heere diene, könne der Großvater, ein loyaler Hannoveraner, nicht überwinden. Nach dem Kriege von 1866 würde er seine Tochter nun und nimmermehr einem Preußen gegeben haben, und wäre Herr von Bardorff Soldat gewesen, wohl auch früher nicht. Aber ihr verstorbenen Schwiegerjohn wäre der preussischen Gesandtschaft in London attachiert gewesen, hätte mithin seine junge Frau an einen Hannover eng befreundeten Hof gebracht. Dort wäre sie nach zehnjähriger, glücklicher Ehe gestorben, zwei Jahre darauf auch ihr Gatte, und nach seiner Bestimmung hätte der elfjährige Herbert dem Berliner Kadettenhause übergeben werden müssen. Seine Fest- und Ferien-Zeiten hätte er jedoch immer auf Rotheneck verlebt, das er als seine Heimat ansehe, und wohin er jedesmal — wie ich das der alten Dame nachfühle! — Licht und Leben bringe. Allerlei lustige Knabenstreiche des Enkels fielen ihr ein; sie wurde nicht müde, zu erzählen, — ich glaube, mein gutes Zuhören feuerte sie dazu an.

Mit dem Glockenschlag Eins kam der Graf auf die

Terrasse gefahren. Sofort hatte das Gesicht der Gräfin den früheren gespannten Ausdruck. „Nichts von dem, was wir jetzt gesprochen haben, in Gegenwart meines Mannes!“ sagte sie und entließ mich mit der Mahnung, Punkt halb zwei Uhr zum Essen da zu sein.

Das Mittagessen verlief wie die vorgestrige Abendmahlzeit; gesprochen wurde kaum, gegessen wenig, — außer von mir, — serviert mit feierlicher Langsamkeit. Aber ich unterhielt mich mit dem Tannenwald, der in die Fenster sieht, und den ich gleich nach Tisch auffuchen wollte, denn die Gräfin hatte mir gesagt, daß ich mich erst um halb Vier zum Lesen einzustellen habe. Froh wie ein Vogel, der dem Käfig entflieht, flog ich die Treppen hinunter. Aber — „Zwischen Lipp' und Kelchrand!“ — als ich durch den düsteren Hausflur eilte, erschien auf der Schwelle einer offenstehenden Thür Fräulein Milchen und rief mich an, sie dürfe doch wohl annehmen, daß ich die Absicht habe, ihr die schuldige Antritts-Bisite zu machen. Mich dazu mit Hut und Handschuhen auszurüsten, wäre übrigens nicht nötig gewesen; auf dem Lande wären solche Ceremonien unnötig; sie habe mich sans façon zum Kaffee erwartet, mir auch zum Willkommen einen Kuchen backen lassen.

Während sie mich mit diesen Worten in ihr Zimmer nötigte, lag trotz des freundlichen Tones und der lächelnden Miene etwas so Lauerndes in den zwinkernden Augen, daß ich mich vor ihr fürchtete und keinen Einspruch wagte, als sie mir Hut und Sonnenschirm abnahm und mich neben sich, hinter dem weißgedeckten Kaffeetische, auf das Sofa zog. Kaum saß ich da, als sie anfang, mich zu verhören über Familien- und Vermögens-Verhältnisse, Lebensweise,

Umgangskreis, und ich glaube, daß sie mich, wegen der ungenügenden Antworten, die ich ihr gab, für einfältig hielt, denn mit spöttlich mitleidigem Lächeln fügte sie hinzu, ob es mir nicht schwer geworden sei, Berlin zu verlassen, wo ein so hübsches, kluges Mädchen doch gewiß keine Courmacher habe. Übrigens würde ich auch hier Verehrer finden, den Herrn Forstgehülfsen zum Beispiel . . . Wie merkwürdig, da kam er eben!

Der Herr Forstgehülfe, Hugo Brandt, war aufrichtiger als seine Gönnerin. Er freute sich, daß ihm Fräulein Milchen erlaubt habe, mich schon heute kennen zu lernen, sagte er, und noch mehr freute er sich, daß meine Vorgängerin, die eine alte Schachtel gewesen, durch ein junges Mädchen — hier kam noch ein schmeichelhaftes Beiwort — ersetzt sei. Nun wollten wir aber auch recht zusammen halten und uns das Leben in dem Gulenneste so plaisierlich einrichten, wie nur möglich. Was sagte ich denn zu dem alten Geniste und zu dem alten Gulenpaar da oben?

Mein Gesicht mochte verraten, wie unangenehm mir der rüde Geselle war. Die Haushälterin blinzelte ihm zu, indem sie ihm die gefüllte Tasse reichte, und übernahm es, mich in ihrer Weise weiter zu inquiren. Sie könne begreifen, daß ich mich scheue, offen mit der Sprache heranzugehen, sagte sie, aber ich brauche mich nicht zu fürchten; das ganze Schloßpersonal, den alten Anton und die ebenso alte Kammerfrau der Gräfin ausgenommen, halte fest zusammen gegen die Herrschaft. Ob ich nicht auch schon hübsche Proben ihres Hochmuts erhalten habe?

Lieber Vater, Du weißt, daß ich nicht hochmütig bin, aber mich zum „Schloßpersonal“ — Euphemismus für

„Schloßgefinde“ — gezählt zu sehen, war mir doch unbehaglich, und der Ton meiner Antwort, — ich sagte, der Graf wäre höflich, die Gräfin sogar gütig gegen mich gewesen, — mochte das deutlicher verraten, als meine Absicht war. Fräulein Milchen und der Forstgehülfe sahen sich betreten an, lächelten gezwungen, machten keine Einwendungen, als ich aufstand, um mich zu verabschieden, und lachten, als ich kaum die Schwelle überschritten hatte, spöttlich hinter mir her. Ich aber lief, wie vor einem Verfolger, in mein Zimmer hinauf, warf mich auf mein kleines, hartes Sofa und brach in Thränen aus.

Übrigens that mir der kleine Regenschauer wohl. Erfrischt und gesaft ging ich zum Lesen hinunter, kam jedoch, wie mir die Stuhluhr zeigte, um einige Minuten zu früh; Graf und Gräfin waren noch nicht da; so hatte ich denn Zeit, mich umzusehen. Wie in meinem Zimmer das Rokoko, so herrscht hier die Kaiserzeit. Da sind Stühle, deren Lehnen eine vergoldete Lyra eingefügt ist, Kommoden, die auf vergoldeten Löwentaken stehen, und neben der Stuhluhr mit dem römischen Triumphwagen prangen kostbare Porzellan-Basen im Geschmack jener Zeit. Eine stilgerechte Einrichtung ist es jedoch nicht; der Sekretär, ein schwerfälliger Mahagoni-Kasten, das ebenso schwerfällige Sofa, ein kleiner Bücherschrank, ein Nähtischchen mögen aus den dreißiger Jahren stammen, vielleicht der Aussteuer der Gräfin angehört haben. Wenn sie erzählen könnten, mit welchen Hoffnungen ihre Herrin hier eingezogen ist, und wie vielen sie jetzt nachtrauert! Noch mehr könnten freilich die Familienbilder erzählen, die von allen Wänden niedersehen, hier in Lebensgröße, dort in Miniatur, hier in Öl,

dort in Pastell; aber nirgend eine Photographie; auch kein Album, das dergleichen enthalten könnte; wahrscheinlich sind auch sie zu neu-modisch für Rotheneck. Nach dessen Konterfei ich mich um sah, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen.

Das zweistündige Vorlesen verlief wie am Vormittag, dann wurde spazieren gefahren. Stumm saß der Graf, in Kissen und Decken gepackt, in der einen Wagenecke, stumm die Gräfin in der andern, stumm Deine Juliane auf dem Rücksitz; stumm lief Cäsar nebenher, und mit stummem Gruß gingen die Waldarbeiter, die uns begegneten, vorüber; selbst die Kinder, an denen wir im Dorfe vorbeikamen, unterbrachen ihre Spiele und standen verschüchtert am Wege, bis sie der „Herrschaft“ außer Sicht waren. Abgesehen von diesem herzbelemmenden Eindruck war die Spazierfahrt geradezu herrlich. Vom Dorfe ging es aufwärts in einen Tannenwald, unter dessen Riesenbäumen bemooste, verwitterte Felsstrümmen verstreut sind. Hin und wieder zur Seite der Fahrstraße eine Lichtung, auf der ein Meiler schwelt, oder ein Ausblick auf waldige Berggruppen, in stille, grüne Schluchten. Noch schöner wär's gewesen, hätte ich nach Gefallen im Walde wandern, den lockenden Pfaden folgen dürfen, die nach allen Seiten in seine grüne Dämmernung hineinführen.

Morgen früh will ich das thun. Mit den langen Briefen, lieber Vater, hat es nun ein Ende. Wenn ich Dir noch von meinem musikalischen Debüt erzählt haben werde, weißt Du Bescheid mit meiner Umgebung, meiner Tageseinteilung, und bedarfst nur noch kurzer Berichte, um mir, wie Du gütig sagtest, „in Gedanken auf Schritt und Tritt folgen zu können“.

Unsere Fahrt hatte anderthalb Stunden gewährt; Punkt Sieben hielten wir im Schloßhofe, wo der Rollstuhl des Grafen bereit stand. Anton kutscherte den alten Herrn durch den Garten der Terrasse zu; die Gräfin, ich und Cäsar schritten hinterdrein. Die alte Dame hatte mir freigestellt, ob ich die halbe Stunde bis zum Abendessen in mein Zimmer gehen oder bei ihr und dem Grafen bleiben wolle, und ich ging mit ihr, — hauptsächlich wohl aus Furcht vor der Haushälterin, an deren offenen Stubenthür ich vorbeigekommen hätte, um die Treppe zu gewinnen.

Über dem der Rampe entgegengesetzten Ende der Terrasse, die jetzt in vollem Sonnenschein lag, war ein Zeltbaldach aufgespannt und darunter ebenfalls mit Wandschirmen ein Kabinettchen hergerichtet, in das der Rollstuhl des Grafen gefahren wurde; ihm gegenüber, auf einer Gartenbank, nahm die Gräfin Platz, forderte mich auf, mich zu ihr zu setzen, und als ich es that, fiel mein Blick in die offenen Fenster eines Zimmers, das ich noch nicht gesehen hatte. „Ein Flügel!“ rief ich, freudig überrascht. Die alte Dame fragte, ob ich musikalisch sei, und als ich mich zu bescheidenem Singen und Spielen bekannte, erkundigte sie sich in ihrer schüchternen Weise, ob Hans Albrecht Lust habe, mich zu hören.

„Ja,“ lautete die Antwort; „vorausgesetzt, daß Fräulein Hell sich auf etwas anderes versteht als moderne musikalische Seiltänzereien.“

Wie gern hätte ich den alten Herrn für diese Kezerei durch ein Chopin'sches Nocturno bestraft! Aber ich bezwang mich und fragte, ob ich Bach spielen solle.

Sichtlich erfreut stimmte die Gräfin zu. Die Prä-

Indien, die der Dorf-Kantor erst kürzlich gespielt, lägen wahrscheinlich noch auf dem Rotenschränkchen.

Da lagen sie, die geliebten Freunde. Das alte Instrument, das für „moderne Seiltänzerei“ schwerlich genügt hätte, war wenigstens rein gestimmt, so daß es seine Aufgabe, wenn auch nicht Klangschön, doch korrekt erfüllte. Als ich mit der ersten Nummer zu Ende war, winkte mir die Gräfin zu. „Weiter, liebes Kind!“ rief sie in das offene Fenster herein, und so immer wieder. Endlich wünschte sie auch meine Stimme zu hören, und ohne Wählen oder Besinnen begann ich unser liebes, altes Frank'sches Lied:

„Sei nur still und harr' auf Gott,
Er weiß alles wohl zu machen . . .“

Es kam mir aus tiefster Seele, und als ich mich nach den Schlußworten:

„Denk', es geht doch, wie Gott will,
Set nur still!“

vom Flügel erhob, — der alte Anton war gekommen, zum Abendessen zu rufen, — stand die Gräfin am Fenster und streckte mir mit thränenvollen Augen die Hand entgegen.

„Das Lied hat auch meine Elisabeth gesungen,“ sagte sie. „Morgen zeige ich Ihnen ihr Bild. Merkwürdig, obwohl Sie ihr nicht ähnlich sehen, erinnern Sie mich immer wieder an das geliebte Kind . . . Dem Grafen sagen wir aber das nicht, es könnte ihn aufregen!“ fügte sie mit ihrem stillen Lächeln hinzu, in dem immer eine Bitte zu liegen scheint.

Du siehst, lieber Vater, daß ich bei der alten Dame Fortschritte mache. Wenn ich es nur mit ihr zu thun hätte, wäre mir nicht bang um den Erfolg meiner Sendung.

Wie aber soll ich dem Grafen näher kommen, den Vorurteile und zärtliche Besorgnis mit einer Art Chinesischer Mauer umgeben?

Lebewohl! Tausend Grüße Dir, den Brüdern, Herbert und Tante Sophie, die bei Ankunft dieser Buch-Epistel wohl wieder daheim ist. Glühend sehnt sich, von Euch zu hören, Deine
Suliane.

Rothenack, 5. Juli, abends.

Mit der Zeitung kam heute morgen Dein lieber Vater! Tausend Dank für Deinen Bericht, Deinen gütigen Zuspruch und die Erlaubnis, Dir ausführlich weiter zu erzählen; es erleichtert mir die Trennung.

Heute früh habe ich's endlich — allen Schreibstüb-
Lockungen Trotz bietend — durchgesetzt, in den Wald zu gehen, der sich dem kleinen Schloßgarten unmittelbar anschließt. Ein gut gehaltener Fußweg führt in bequemen Windungen aufwärts, gewährt hier und da Ausblicke auf Schloß und Dorf, zieht sich eine Weile an halber Berg-
höhe hin und mündet mit scharfer Wendung auf ein kleines Felsplateau, das, nach rückwärts von höheren Felswänden umschlossen, nach vorn über eine weite, einsame, von rotem Fingerhut überblühte, rings von Waldbergen umgebene Halde hinausragt, — Herberts oft beschriebenes Gnomewinkel mit der Moosbank und der Ansicht des Brockens. Breit hingestreckt lag der kahle Gipfel im Sonnenglanze, während ihm die niedrigeren Waldberge, vom Nebel umwallt, ein Rauchopfer zu bringen schienen, denn mit weit ausgreifenden Armen zogen ihm die Dunstmassen zu, die sich mehr und mehr verdichteten und sein Haupt als



Ostianische Riesengestalten umlagerten. Ich saß auf der Moosbank, schaute und schaute und muß heute wohl mit anderen Augen gesehen haben als am Tage der Ankunft, denn der Bergzauber, mit dem Du mich in Tirol zu necken pflegtest, kam auch hier über mich, und ich fürchte, daß ich ohne Cäsars Hülfe Rotheneck und meine Besepflicht vergessen hätte. Aber plötzlich stürmte das wackere Tier herbei, gehärdete sich, als ob wir vertraute Freunde wären, und blieb auf dem ganzen Rückwege in meiner Nähe.

„Na, Cäsar, was fällt Dir denn ein!“ rief der alte Anton, als wir mit einander die Treppe heraufkamen. Mir gab er die Versicherung, daß ich im Schutze des Hundes, der klüger und beherzter wäre als mancher Mensch, ohne Angst durch die ganze Welt reisen könne. Der gute, alte Mann ist im Irrtum, — im Flur war mir die Haushälterin begegnet und hatte meinen Morgengruß mit so giftigem Blick erwidert, daß ich mich, trotz Cäsar, vor ihr fürchtete.

Im übrigen war der heutige Tag dem gestrigen gleich; nur daß mir die Gräfin, während der alte Herr seine Mittagsfahrt machte, das fein ausgeführte Pastellbild ihrer Tochter gezeigt hat, muß ich Dir noch erzählen.

Herbert hat wenig von seiner Mutter. Nur die hellen Augen, die auch denen der Großmutter gleichen, die schöne, freie Stirn und die Haltung des Kopfes, die — Du willst es zwar nicht zugeben — an die Deinige erinnert, während Deine Augen in Schnitt und Farbe, aber Gott sei Dank nicht im Ausdruck, denen des Grafen verwandt sind. Jetzt lachst Du mich aus wegen meiner „Ähnlichkeits-Jägeri“, — nur zu, mir macht sie auf Schritt

und Tritt Vergnügen, zuweilen, so wie hier, ernsthafte Freude; denn alles, was an Dich erinnert, thut meiner Seele wohl.

Gute Nacht, — ich bin herzlich müde, habe nach der Spazierfahrt lange gespielt und gesungen, und der Graf hat sich zu der Bemerkung herbeigelassen, er wundere sich, daß einer modernen jungen Dame so vernünftige Musik in den Fingern läge. Ich glaube, das sollte Lob bedeuten. Die gute Gräfin nickte mir dabei vergnüglich zu.

Rotheneck, 7. Juli 1877.

Liebe Tante! Aus Deinem Briefe, der gestern ankam, habe ich zu meiner Freude erfahren, daß Du wohlbehalten in Berlin angelangt bist, und daß es Papa und den Brüdern gut geht. Wie mir der weitere Inhalt das Herz bedrückt, brauche ich Dir nicht zu sagen. Zum ersten Male kann ich Dich nicht verstehen, finde Dich hart, ungerecht, gar nicht Tante Sophie! Daß Du mein Unternehmen tadeln, es leichtsinnig, abenteuerlich, gewagt nennen würdest, habe ich erwartet; aber wie Du Papa darum anklagen, ihn des Egoismus beschuldigen kannst, ist mir unbegreiflich. Weiter sagst Du, wenn Herbert die rechte Liebe für mich habe, müsse er — wie Papa gethan — den Vorurteilen seiner Familie Troß bieten und seinem Erbe entsagen. Liebe Tante, das kleine Vermögen seiner Eltern, das für unsere Ansprüche genügt, ist längst in seinen Händen; den Besitz von Rotheneck aber — das hat er Papa an jenem unvergeßlichen Abend erklärt — wird er nicht antreten; die ganze Hinterlassenschaft des Großvaters übergiebt er dem verstoßenen Sohne. Was aber das Troßbieten betrifft, so war er für den Fall, daß mein Versuch mißlingen sollte,

E. v. Gilmmer. Junge Herzen.

dazu entschlossen; Papa will es aber nicht zugeben, gerade weil er den gleichen Kampf gekämpft und erfahren hat, wie viel ihm derselbe gekostet, — und nicht ihm allein.

Liebe Tante, solltest Du nie bemerkt haben, daß meine Mutter unter dem Familien-Zerwürfniß, als dessen Ursache sie sich ansehen mußte, schwer gelitten hat? Seit ich Bescheid weiß, sind mir Scenen und Ausprüche eingefallen, deren Bedeutung ich bisher nicht verstand. Erinnere Dich zum Beispiel an den Taufstag der Brüder. Du kamst mit Deinem Mann in Mamas Zimmer, wo ich in zärtlicher Anbetung der geschmückten Zwillingsspüppchen an der Wiege stand. Auf Euer Gespräch gab ich ebenso wenig acht wie Ihr auf meine siebenjährige Benignität, bis Mama, in Thränen ausbrechend, rief: „Ihr Vater könnte viel stolzer und glücklicher sein, wenn ich nicht ihre Mutter wäre!“ worauf ich natürlich zu weinen anfing und von Mütterchen getröstet wurde. Ein anderes Mal nannte sie die Knaben, — trotz des Vermögens, das sie, wie Du mir später gesagt hast, dem Vater zugebracht, — „arme Enterbte“ und klagte, daß sie daran schuld sei, und noch in ihrer letzten Krankheit, — ich glaubte, es wären Fieber-Phantasien, — habe ich sie wieder und wieder bitten hören, Papa möge sich versöhnen, — mit wem, sagte sie nicht. Diese Erinnerungen, liebe Tante, bestärken mich in der Zuversicht, daß Herbert und ich auf rechtem Wege sind, indem wir alles thun, seine Großeltern mit unserer Liebe zu versöhnen. Papa wäre nicht der beste, gütigste aller Väter, wenn er uns den Versuch nicht gestattet hätte. Dieser Versuch kann mißlingen; Du bist sogar überzeugt, daß es geschieht; aber sollen wir das Gute, Richtige unterlassen, weil wir des

Erfolges nicht sicher sind? Nein, Tante Sophie, das ist nicht Deine wahre Meinung; nur aus sorgender Liebe für mich bekennst Du Dich dazu, verlangst, daß ich fahnenflüchtig werde, sofort nach Hause komme, und wirfst ungerecht gegen Herbert wie gegen Papa. Ungehörig soll es sein, daß er mich, wie Du es nennst, „auf die Breche schickt“? Was habe ich denn zu fürchten? Tante, Tante, wie viel mehr hast Du gewagt, als Du Dir durch alle Schrecknisse des Krieges zu dem sterbenden Gatten Bahn brachtest! Darum, bitte, verjöhne Dich mit meinem Beginnen, vor allem mit Papa und Herbert. Wie soll ich's ertragen, den sonnigen Frieden des Vaterhauses gestört zu wissen oder vielmehr selbst gestört zu haben! Schreibe mir, daß alles wieder gut ist, — schreib' es mir bald und laß Dich, trotz Deiner Unzufriedenheit mit mir, herzlich umarmen von Deiner
Juliane.

Sonntag, 8. Juli 1877, abends.

Liebster Vater! Von den letzten Tagen ist nichts Besonderes zu berichten. Jeden Morgen, nach meinem einsamen Frühstück, war ich im Onomewinkel, immer in Cäsars Begleitung. (NB. Dem Fortstgehilfen, der sich vorgestern zu mir gesellen wollte, habe ich in aller Freundlichkeit erklärt, daß ich auf meinen Spaziergängen allein zu sein wünsche.) Dann wurde in der beschriebenen Reihenfolge gelesen, gespeist, ausgefahren und musiziert. Heute hat jedoch der Sonntag das Programm geändert; auch eine Bekanntschaft habe ich gemacht und einen Beweis von der Starrsinnigkeit des Grafen bekommen, der mich sehr enttäuscht.

Das war übrigens schon gestern abend bei Tisch. Die Gräfin fragte, ob ich wohl — meine Vorgängerin hätte sich nicht dazu verstanden, und auch mir stehe freie Entscheidung zu — im Interesse des Zeitungslesens auf den Morgengottesdienst im Dorfe verzichten und mich mit der Andachtsstunde begnügen würde, die nachmittags im Schloß stattfindet. Der Graf dürfe aus Gesundheitsrückichten nicht in die Kirche gehen. Er fiel ihr ins Wort.

„Was sollen die Ausflüchte!“ sagte er scharf, und die stahlblauen Augen blitzten. „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich nicht in die Kirche gehen will. Ein Graf Rotheneck betet nicht für Kaiser und Reich und sieht nicht mit an, daß es andere thun, die von Gott und Rechts wegen Hannoveraner sind.“ Die arme, alte Gräfin saß da wie ein gescholtenes Kind, und ich konnte mich der Besorgnis nicht erwehren, daß Herbert seinen Großvater falsch beurteilt. Wie soll ich, ein schwaches Mädchen, Vorurteile besiegen können, die sich dem eisernen Gange der Geschichte entgegenstemmen?

Unsere Andachtsstunden hält der Dorf-Kantor, weil der Graf mit dem preussischen Pfarrer nichts zu thun haben mag. Das gesamte Hauspersonal, die unterthänigst kniende Haushälterin an der Spitze, vereinigte sich mit uns im Musikzimmer. Ein Choral wurde gesungen, „aber fragt mich nur nicht wie“; der Kantor las eine Krummacher'sche Predigt; wieder ein Choral, dann zog sich die Dienerschaft zurück, und statt der Ausfahrt, — der Kutscher müsse seinen Sonntag haben, sagte mir die Gräfin, — gab es eine heiße Kaffeestunde unter dem Zeltdach der Terrasse. Der Kantor, — Feuerstake ist sein Name, —

wurde dazu eingeladen. Er ist ein kleines, verwittertes, kahlköpfiges Männchen, „sieben und siebenzig Jahre alt, gnädige Frölen“, wie er wiederholt bemerkte, worauf der Graf ebenso oft erklärte, daß ich ein einfaches Fräulein sei. Dann duckte sich der kleine Mann mit vogelartiger Behendigkeit, bat wegen seines Irrtums um Verzeihung, versprach sich aber immer aufs neue, — endlich erfuhr ich, warum.

„Gnädige Gräfin, ist's nicht merkwürdig?“ sagte er, während ich ihm zum vierten oder fünften Male die Tasse füllte. „Ich meine die Ähnlichkeit . . . Genau so bewegten sich Komtesse Elisabeth, genau so hielten sie den Kopf . . .“

Weiter kam er nicht.

„Unsinn!“ rief der Graf. „Kann solche Gespensterei nicht leiden . . . Und wo, zum Kukuck, Feuerstake, haben Sie denn die Augen? Das Fräulein ist groß und brünett; meine Tochter war blond und zart wie ihre Mutter.“

Der kleine Mann duckte sich wieder; seine Miene verriet tiefste Zerknirschung. Die Gräfin erbarmte sich seiner Not, fragte, ob er ihr die Freude machen wolle, etwas zu spielen, und schickte mich mit ihm an den Flügel. Meine Bach-Berehrung gewann mir sein Herz. Auch darin, sagte er, nachdem wir eine vierhändige Fuge gespielt hatten, wäre ich Komtesse Elisabeth, seiner lieben, talentvollen Schülerin, gleich. Als ihn die Stuhluhr zur gräflichen Schachpartie in das Wohnzimmer rief, fiel es ihm sichtlich schwer, ihr zu gehorchen.

Und nun geschah, was, seit ich hier bin, nicht vorgekommen ist: die Gräfin verschwand auf eine gute halbe

Stunde. Als sie zurückkam, hatte sie verweinte Augen, fragte mich leise, ob der Graf sie vermißt habe, und fühlte sich offenbar erleichtert, als ich es verneinte. Graf Rothenack hatte die ganze Zeit über den unglaublich unsicher spielenden Kantor verspottet oder ausgescholten; es war mir peinlich, den alten Mann so behandelt zu sehen.

Er selbst schien sich nichts daraus zu machen; zu Tisch zu bleiben, lehnte er jedoch ab, — sein Martyrium hatte lange genug gedauert! Die Schwester erwartete ihn, sagte er, und würde, nachdem er die zweite Partie verloren hatte, mit der ironischen Aufforderung entlassen, sich nächsten Sonntag Revanche zu holen.

„Danke gehorjamst, werde nicht ermangeln,“ antwortete der kleine Herr, indem er sich erhob und mehrmals niederduckte. „Übrigens möchte ich den Herrn Grafen unterthänigst benachrichtigen, daß die Witwen Brinkmayer und Boges wieder einmal in großer Not sind; ihre Kinder sind krank.“

Der Graf hob abwehrend die Hand.

„Genug, lieber Feuerstake,“ rief er ärgerlich; „Sie wissen, daß ich solche Details nicht liebe. Morgen wird wohl der Doktor vorsprechen, dann soll er die Kranken besuchen; was übrigens nötig ist, besorgen Sie.“ Dabei drückte er dem Kantor ein Goldstück in die Hand und fügte hinzu, wenn mehr gebraucht werde, stehe er zu Diensten, verbäte sich's aber, daß die Weiber sich bedankten.

Der Kantor duckte sich abermals, verrichtete dieselbe Ceremonie vor der Gräfin, die ihm mit besonderer Freundlichkeit zulächelte, reichte mir seine kleine, welke Hand und ging.

Während sich der Graf mit Antons Hülfe in das Eßzimmer begab, hielt mich die Gräfin zurück und fragte, ob ich ihr den Gefallen thun würde, morgen früh zu dem Kantor zu gehen, um Näheres über die Nothlage der beiden Frauen zu erfahren. Die Kranken dürfe ich nicht besuchen, bis der Arzt dazu Erlaubniß gegeben hätte.

Natürlich erklärte ich mich zu allem bereit, und nun war es mir rührend, wie die alte Dame gleichzeitig dem Gatten und dem Kantor gerecht zu werden suchte. Sie müsse mich darauf vorbereiten sagte sie, daß ich im Schulhause eine arme Geisteskranke, des Kantors Schwester, finden würde. Sie wäre übrigens ganz harmlos, besonders seit sie durch die Aufopferung des Bruders in den lang ersehnten Besitz eines Papageis gekommen. Jahrelang hätte sich der alte Mann, ohne den Grund zu gestehen, den Genuß des Rauchens ver sagt, um durch seine Ersparnisse den Wunsch der Schwester erfüllen zu können; überhaupt wäre Kantor Feuerstake ein Held. Ich fürchte, daß ich dazu ganz ungehörig gelächelt habe, denn mit jenem verlegenen Erröten, das ihrem Gesicht einen so eigentümlichen Reiz giebt, fügte die Gräfin hinzu, ich wäre noch zu jung, um zu wissen, daß auch durch Güte und Geduld Heldenthaten vollbracht werden könnten. Als eine solche Wähe sie es an, daß sich der Kantor seit Jahren jeden Sonntag vom Grafen im Schachspiel besiegen lasse, obwohl er diesem darin überlegen sei. Übrigens dürfe ich den Grafen nicht verkennen; Kummer und Krankheit hätten ihn reizbar gemacht; auch sei er so empfindlich für traurige Eindrücke, daß er es nicht ertragen könne, das Glend schilbern zu hören, obwohl er immer bereit sei, demselben abzuhelpen. Er wäre überhaupt

der liebevollste, großherzigste Mann der Welt, — davon würde ich mich immer mehr überzeugen.

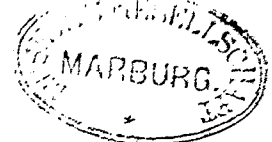
„Bertha, wo bleibst Du denn?“ rief in diesem Augenblick der „liebevollste Mann der Welt“ mit einer Schärfe, daß seine verschüchterte Lebensgefährtin zusammenfuhr und hastig dem Speisezimmer zuging. Ich aber dachte, daß Graf Rotheneck eine Personifikation jenes Grand-Seigneur vergangener Zeiten sei, von dem Du sagst, daß er aus Standesgefühl mißthätig war, nicht aus Teilnahme und Mitleiden.

Gute Nacht, lieber Vater, grüße Tante Sophie, die Brüder und Herbert. Morgen geht diese Sendung ab; antworte bald Deiner
Juliane.

Rotheneck, 10. Juli 1877.

Da mir ein Gewitterregen den Morgen Spaziergang unmöglich macht, komme ich zu Dir, lieber Vater!

Ich habe mir am offenen Fenster, in das wonnige Kühle strömt, ein Schreibtischchen eingerichtet und brauche nur den Kopf zu wenden, um in die tief niederhängenden, sich durch einander wälzenden Dunstmassen hineinzusehen, aus denen hier und da ein Berggipfel auftaucht, um gleich wieder zu verschwinden. Dazu rauscht der Regen, und der Wind braust und rüttelt an der Wetterfahne eines vorspringenden Erkerbüchens, das ich seit gestern mit Kühnung ansehe. Vom Dache speien Drachenköpfe Wasserstrahlen, die klatschend aufschlagen und sich gurgelnd verlaufen, während in der Ferne der Donner vergrollt. Aber so erfrischend das alles ist, zur rechten Freude daran kann ich heute nicht kommen, weil ich an eine Anzahl armer



Hütten mit schadhaftem Schindeldach denken muß, an denen ich gestern im Dorfe vorübergegangen bin. Auch da ist wieder der Grand-Seigneur zu spüren, der nach Laune dem einen giebt, den andern darben läßt, — aber selbst wo er giebt, fehlt die rechte Fürsorge.

So hat Graf Rotheneck ein stattliches Schulhaus bauen lassen, aber niemals nachgesehen, wie sein Schützling darin geborgen ist. Die Räume sind groß und hell, doch kein Fenster schließt; die Thüren sind geborsten, — ich kann den Finger durch die klaffenden Spalten stecken, — und im Wohnzimmer verraten die geschwärzten Wände, daß der Ofen raucht.

„Schadet nichts!“ sagte der Kantor, der mich, nachdem er mir über die Frauen mit den kranken Kindern Bescheid gegeben, in seinem Heimwejen umherführte. „Schadet nichts, — sobald es kalt wird, wohne ich mit der Schwester zusammen. Sehen Sie, hier!“

Wir traten in ein Gemach, das niemals gelüftet zu werden scheint und mit allerlei verstaubtem Hausgerät, alten Kleidern und Spielsachen angefüllt ist. Von der Vogelstange am Fenster schrie uns ein grüner Papagei entgegen; im Lehnstuhl ihm gegenüber saß eine alte Frau mit einem verchliffenen Kinderkleidchen, an dem sie nähte, auf dem Schoße.

„Lieschen ist krank,“ antwortete sie auf meine Begrüßung; „aber der Vogel macht ihr Spaß.“ Den Kuchen, den ihr die Gräfin schickte, nahm sie dankend an, um ihn für Lieschen aufzuheben, nannte mich auch Lieschen und behauptete, ich wäre krank. Zu meiner Erleichterung führte mich der Kantor fort. Die Ärmste befände sich heute

schlechter als gewöhnlich, sagte er und erzählte mir, daß sie vor langen Jahren in diesen Zustand gekommen, nachdem sie in einer Woche Mann, Sohn, Schwiegertochter und Enkelin am Typhus verloren. „Wenn ich bedenke, daß andere, die Sohn und Enkelkinder haben, aus Eigensinn darauf verzichten, sie zu sehen!“ fügte er seufzend hinzu. Ich wußte natürlich, daß er Rothenecks meinte, fragte, ob er den jungen Grafen gekannt habe, und nun wurde er Feuer und Flamme. Auf seinen Knien hätte er ihn geschaukelt, ihm auch den ersten Unterricht erteilt. Einen schöneren, klügeren, besseren Knaben hätte er nie gesehen; schon als Kind wäre er darauf bedacht gewesen, den Notleidenden beizustehen, und hätte nur zu viel Gelegenheit dazu gefunden. Die Bevölkerung der Umgegend sei arm; die Männer, — größtenteils Waldarbeiter oder Berg- und Hüttenleute, — würden oft von Unglücksfällen heimgesucht. Auch der alte Graf sei ein mildthätiger Herr, versicherte der Kantor; niemals würde ein Hilfsbedürftiger auf Rotheneck abgewiesen, — aber die Leute hätten nicht das rechte Zutrauen, wollten oft lieber darben und leiden, als den Grafen in Anspruch nehmen. Selbst der eigene Sohn hätte kein rechttes Verhältnis zu ihm finden können. Er wäre zwar äußerlich dem Vater immer ähnlicher geworden; auch den Starrsinn der Rothenecks hätte er geerbt, sonst aber mehr von der Mutter gehabt; hätte schon als Knabe lieber über den Büchern gelesen, als zu jagen oder zu reiten. Nach langen Kämpfen hätte der Vater, der ihn zum Soldaten machen wollte, endlich zugegeben, daß er Jura studiere. „Aber auch dazu hatte er keine Lust, sattelte um und ließ sich endlich zu einer be-

dauerlichen Auflehnung gegen den Willen des Vaters hinreißen.“

Mit diesen Worten brach der Kantor seufzend ab. Ich hätte gern noch mehr gehört, aber es war Zeit, den Rückweg anzutreten. So nahm ich denn Abschied mit dem Versprechen, nächstens wiederzukommen, um das Klavier im Schulhause zu probieren. „Freilich kein so schönes Instrument wie der Flügel der Frau Gräfin,“ fügte der kleine Mann hinzu. Wenn er gewußt hätte, daß ich den alten Plehl für einen Klapperkasten halte! Das verriet ich jedoch nicht, und so trennten wir uns mit Händeschütteln als gute Freunde.

Eilenden Schrittes, um die Leseunde pünktlich einzuhalten, stieg ich die steile Dorfstraße hinauf, als ich aus einem der letzten Häuser angerufen wurde und zu meinem Mißbehagen die Haushälterin auf mich zukommen sah.

Sie schätze sich's zur besonderen Ehre, mal wieder mit mir zusammen zu treffen, sagte sie spitzig und faßte meinen Arm, so daß ich nicht entinnen konnte. Ich scheine ja ganz in der Herrschaft aufgehen zu wollen, — nicht einmal in der Kirche lasse ich mich neben meinesgleichen sehen. Übrigens möge ich nicht zu stolz sein; „Herrengunst, wie Lerchensang, tönt gar schön, doch währt's nicht lang.“ Auch meine Vorgängerin hätte geglaubt, auf sicherem Boden zu stehen, und wäre doch Knall und Fall fortgeschickt worden; nicht weil sie krank geworden, — das würde nur vorgegeben, — sondern weil sie der Gräfin aufgelauret habe und auch wirklich in ihre Blaubarts-Kammer eingedrungen sei. Zu erschrecken brauche ich nicht, fuhr sie lachend fort; tote

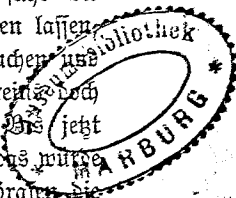
Männer hätten nicht darin gehangen, nur alte Bilder und verwelkte Kränze.

Ich war so abweisend wie nur möglich, aber das redselige Fräulein ließ sich nicht irre machen. Meine Vorgängerin, erzählte sie weiter, — „eine vortreffliche Person, nur ein bißchen neugierig, — Du lieber Gott, unsere Fehler haben wir alle!“ — hätte die Gräfin zuweilen in das Erkertürmchen gehen sehen, dessen Treppentür auf den Gang des zweiten Stocks in der Nähe meines Zimmer mündet. Diese Thür war immer sorgfältig verschlossen gewesen; eines Tages aber hatte die Gräfin den Schlüssel verdreht, mußte offen lassen, und die Vorleserin, die das sofort entdeckte, machte sich den Zufall zu Nutze.

Spät abends, als sie überzeugt sein konnte, daß Graf und Gräfin zur Ruhe gegangen waren, schlich sie an die Treppentür, öffnete leise, stieg leise die steile Wendeltreppe hinauf, fand die obere Thür unverschlossen und trat in ein kleines, halbrundes Turmzimmer, dessen drei Fenster nach innen geöffnet, nach außen mit Läden geschlossen waren. Es enthielt nur einen großen, alten Schreibtisch, einen alten Sessel und an den Wänden ein paar Bilder mit verwelkten Kränzen. Auch auf dem Schreibtisch, zwischen zwei Vasen mit frischen Blumen, stand ein Bild, — das eines jungen Mannes. Die Neugierige trat heran, es genauer zu betrachten, und sah vor demselben eine Mappe mit Papieren liegen. Es waren Briefe, alle von derselben männlichen Hand und mit der Anrede: „Liebe Mutter!“ Von dem jungen Grafen also, über dessen Verschwinden aus dem Waterhause die widersprechendsten Gerüchte umliefen. Hier war vielleicht Erklärung zu finden! Ohne Zaudern setzte

sich die Vorleserin an den Tisch, begann die Briefe zu durchblättern, hatte aber noch nichts Interessantes gefunden, als das Knarren einer Treppenstufe sie aufschreckte und, ehe sie sich zu fassen vermochte, der alte Anton hereintrat. Der Lichtschimmer, der durch die Spalten der Fensterläden fiel, hatte ihn herbeigezogen. Vergebens bat die Ertappte, sie nicht zu verraten; der alte Anton, — auch so ein Duckmäuser ohne „Spridekor“ (esprit de corps), wie Fräulein Milchen sagte, — machte Anzeige, worauf die sofortige Entlassung der Sünderin erfolgte. Ich aber, fuhr die Haushälterin fort, möge mir das zur Lehre dienen lassen, das heißt, mir unter meinesgleichen Freunde suchen, und zu ihnen halten, gegen die Vornehmen, die unsere Fehler nur auspressen und wegwerfen wie Zitronen. Bis jetzt hätte ich mich freilich nicht gut benommen, aber das würde sie mir vergeben, wenn ich über den jungen Grafen die Wahrheit herausbrächte, um sie, — natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, — ihr und dem Herrn Forstgehülfsen mitzuteilen, der es ebenfalls sehr gut mit mir meine. Schwer würde mir das gewiß nicht werden; die Frau Gräfin hätten ja eine merkwürdige Vorliebe für mich gefaßt. Das ganze Hauspersonal wäre in Aufregung darüber, daß mich die stolze Dame am Sonntag vor der Betstunde „liebes Kind“ genannt.

Daß ich die Zumutung der Haushälterin mit aller Entschiedenheit zurückwies, brauche ich nicht erst zu sagen. Mit süßsaurem Lächeln und dem halb warnenden, halb drohenden Ausruf, ich werde schon sehen, wohin ich mit meinem Hochmut komme, entließ sie mich an der Schloß-
treppe.



Ich fürchte mich aber nicht und bin ihr gewissermaßen dankbar für ihre Mittheilungen. Das rührende Bild der Gräfin, wie sie im Turnzimmerchen ihres Sohnes Briefe lieft, steht mir immer vor Augen.

Mittwoch, 11. Juli 1877.

Heute morgen kam Dein Brief, geliebter Vater, und sagte mir zu meiner Betrübnis, daß Du unzufrieden mit mir bist. Du findest mein Urtheil über den Grafen Rotheneck ungerecht, pietätlos, und sagst, ich würde mein Ziel nun und nimmermehr erreichen, wenn ich nicht die eigenartige Persönlichkeit des alten Herrn zu verstehen, mich ihm in Liebe zu nähern suche. Gewiß hast Du recht, aber was kann ich thun, Deiner Mahnung nachzukommen? So lieb mir in der kurzen Zeit unseres Zusammenseins die Gräfin geworden ist, und so fest ich überzeugt bin, daß auch sie mir gut ist, so fremd und verständnislos stehen der Graf und ich uns gegenüber; — nicht der leiseste Ton klingt uns von einander zu. Der beste Wille, das eifrigste Bemühen kann das nicht ändern. Auch darin gebe ich Dir recht, daß „sicherlich irgendwo in der Seele dieses durch Unglück verbitterten Greises der göttliche Funke verborgen liegt, den wir, wenn er zur Flamme wird, Liebe nennen,“ — aber ich weiß ihn nicht zu finden, nicht anzufachen. Selbst das Bestreben, Herberts Großvater in dem Grafen zu sehen, hilft mir nicht; ich gewinne keinen persönlichen Standpunkt zu dem alten Herrn, sehe ihn immer in einer, ich möchte sagen, historischen Perspektive, die jede pietätvolle Beleuchtung aufhebt. Daß dies unrichtig ist, fühle ich jetzt, und ich würde heute nicht mehr so schreiben, wie ich

gestern gethan habe. Dennoch schicke ich Dir die Blätter; Du sollst mich immer sehen, wie ich bin, auch wenn ich Dir keine Tochter zeigen kann, wie Du sie zu haben verdienst; ich weiß, daß ich auf Deine Nachsicht zählen darf, auf Deine Liebe, die nicht erst unter Schutt und Asche gesucht werden muß.

Auch die Gräfin hat sich ein warmes Herz bewahrt, obwohl sie wahrscheinlich noch mehr gelitten hat als ihr Gatte. Sobald ich ihr von den Umständen im Schulhause berichtete, erklärte sie, daß dieselben beseitigt werden sollten, und war tief bekümmert, als ich ihr beschrieb, wie häufig einige andere Häuser und Hütten des Dorfes sind, das ich gestern, vor dem Besuch beim Kantor, nach allen Richtungen durchstreift habe. Da könne sie nicht helfen, klagte die alte Dame; die Dorfbewohner ständen der Gutsherrschaft mißtrauisch, beinahe feindlich gegenüber. „Früher war es anders!“ fügte sie seufzend hinzu. Wahrscheinlich dachte sie an den Verkehr des Sohnes mit den Dorfleuten. Den ganzen Tag war sie so traurig, daß es mir leid that, ihren Gedanken diese Richtung gegeben zu haben. Selbst dem Grafen schien es aufzufallen, daß ihr das Herz ungewöhnlich schwer war; wieder und wieder sah er zu ihr hinüber, während sie das bleiche Gesicht auf die Arbeit senkte, die, heute von ermattenden Händen gehalten, immer aufs neue in ihren Schoß sank.

Gute Nacht und Lebewohl, lieber Vater! Grüße alle, die ich meine, und laß mich vor dem 14. mit zwei Worten wissen, daß Du mir wieder gut bist und an Deinem Geburtsstage in alter Liebe an mich denkst. Deine

Juliane.

Rothenec, 13. Juli 1877.

Lieber Vater! Dem schönen Kranze, den ich eben im Walde für Dich gewunden habe, füge ich aus sehnüchtigem Herzen meine Grüße und Glückwünsche bei. Wie recht hat Rückert:

„Nie sollt' weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.“

Schreiben kann ich heute nicht mehr, — es ist beim Blumensuchen spät geworden, aber meine Gedanken bleiben bei Dir. Deine
Juliane.

Rothenec, 14. Juli 1877.

Dein Geburtstag, lieber, liebster Vater! — Ich freue mich immer wieder, daß er auf St. Bonaventura fällt, und es scheint mir geboten, daß er, wie heute, durch hellsten Sommerjonnenschein gefeiert wird. In aller Frühe war ich im Walde, sammelte Eichenlaub, blaue Glockenblumen, rosig angehauchte Spiräen und band daraus auf der Bank im Gnomenwinkel einen zweiten Geburtstagskranz. Rings umher lagen die Waldberge im Morgenduft, nur das Brockenhaupt war voll beglänzt, und während ich zu ihm auffah, hatte ich plötzlich eine Art Vision. Du sahest neben mir, lieber Vater, vor uns standen Herbert und die Brüder, und Herbert deutete den Bergen zu. Dann:

„Luft im Laub und Wind im Rohr,
Und alles war zerstoben —“

Ich aber nahm den lieben Eindruck als eine Vorbedeutung auf und ging mit ihm und meinem Kranze fröhlich

in das Schloß zurück. Der Kranz sollte zur Feier des Tages um Dein Bild gelegt werden, das immer, wenn ich schreibe, vor mir steht, sonst aber, wie Du mir anbefohlen hast, sorgfältig eingeschlossen ist, damit es nicht etwa mein Inognito in Gefahr bringt . . . Übrigens ist kaum anzunehmen, daß meine kleine Jose, eines Waldwärters Kind, illustrierte Zeitschriften liest, so daß sie Dein Bild gesehen haben könnte, — und außer ihr kommt niemand in mein Zimmer.

Du hast aber den Dir bestimmten Blumen schmuck nicht bekommen. Ich hatte soeben meine Thür erreicht, als die Gräfin, die ich noch nie hier oben gesehen, aus dem Erkerthürmchen trat. Natürlich ging ich auf sie zu, ihr guten Morgen zu wünschen; sie dankte, traurig wie sie jetzt immer ist, dann sah sie meinen Kranz. „Wie schön!“ rief sie, streckte die Hand danach aus, zog sie mit verlegener Miene zurück und war, als ich ihr das einfache Blumengewinde anbot, so seltsam ergriffen, daß ich mich niederbeugte, ihr die Hand zu küssen. Sie aber zog mich an sich, küßte mir die Stirn und flüsterte: „Sie haben das Talent, mir zu geben, was ich eben brauche,“ und ging mit Deinem Geburtstagskranze in die Thür zurück, aus der sie gekommen war. Wir wollen dem verlorenen Sohne die Blumen gönnen!

Nachmittags.

Da bin ich schon wieder, lieber Vater, nur um den Geburtstag weiter mit Dir zu feiern, denn zu erzählen habe ich nichts; wenigstens nichts, was unseres Bonaventura-Festes würdig wäre. Auf Rothenec ist es heute noch melancholischer als sonst. Der Graf ist grilliger als

E. v. Gilmmer. Junge Herzen.

je; vergebens trägt die Gräfin alles Mögliche herbei, es dem alten Herrn, der keine Ruhe findet, bequem zu machen, und gleichzeitig ist er um sie besorgt. Als sie einmal wieder gegangen war, etwas für ihn zu holen, sagte er in seiner befehlenden Weise, ich dürfe seine Frau heute nicht allein lassen; der 14. Juli wäre für sie ein trauriger Erinnerungstag. Wie gern wäre ich der Weisung gefolgt! Aber sobald der Graf in den Garten gefahren war, ver- schwand die Gräfin und kam, mit verweinten Augen, erst kurz vor der Rückkehr des Gatten wieder zum Vorschein. Und wie traurig war das Mittagsmahl! Weder Graf noch Gräfin aßen; ich schämte mich geradezu meines gesunden Appetits, der nicht einmal durch das sehnsüchtige An-Guch-Denken gestört wurde. Deutlich stand mir die heimliche Tafelrunde vor Augen: die Brüder, die bei Wein und Geburtstagskuchen noch lustiger als sonst die blonden Mähnen schütteln, Tante Sophiens Festmiese, Dein Lächeln, lieber Vater, das zugleich wehmütig und sieghaft ist, und der Sonnenschein in Herberts Augen, — denn nicht wahr? — Du hattest ihn eingeladen, und er und Du vermischt Eure

Juliane.

Abends.

Zum dritten Male komme ich heute zu Dir, — diesmal in Sorge, in Unruhe. Während des Abendessens wurde dem Grafen ein Telegramm gebracht; sein Gesicht erheiterte sich, als er den Inhalt überflog, und in beinahe heiterem Tone sagte er: „Bertha, Herbert kommt!“

Im ersten Augenblick hätte ich aufjauchzen mögen, — aber dann erwachten die Bedenken. Auch die Gräfin schien mehr erschreckt als erfreut.

„Um Gottes willen, er ist doch nicht . . . Er hat doch nicht . . .“ stammelte sie. Der Graf fiel ihr unwillig ins Wort.

„Wenn Du Dir nur das unnötige Fürchten und Erschrecken abgewöhnen wolltest!“ sagte er. „Was soll denn Herbert widerfahren sein? Er kommt, weil ich ihn herbeschieden habe.“

Dann erklärte er, daß übermorgen sein wackerer Obersteiger in Rothenburg das fünfundzwanzigjährige Jubiläum feiere. Es sei geboten, daß sich die Herrschaft dabei persönlich beteilige; er selbst tauge jedoch nicht unter fröhliche Menschen, und so habe er seinen Enkel und Erben herbeigerufen, ihn zu vertreten. Der Großmutter habe er aber nichts davon sagen mögen, bis er erfahren, daß Herbert auch wirklich Urlaub bekommen werde.

Nun war die alte Dame beruhigt und freute sich so herzlich, daß ihr liebes, vergrämltes Gesicht geradezu einen Rosenschimmer bekam; mir dagegen wurde immer banger zu Mut. Werde ich unbefangen scheinen können, wird Herbert seine Augen zu beherrschen wissen, — mir hatten sie, lange vor seinen Worten, alles offenbart, — und was wirst Du zu dieser Begegnung zwischen uns sagen, die so ganz gegen Deine Vorschrift ist? Oder kommt Herbert mit Deiner Bewilligung? Oder ruft mich vielleicht ein Telegramm von Dir nach Hause? So schwirrt mir eine Frage nach der andern durch den Sinn, und ich weiß nicht, was ich wünschen soll. Morgen, mit dem Mittagzuge, wird Herbert erwartet. Kannst Du Dir vorstellen, wie er und „Fräulein Hell“ sich als wildfremde Menschen begrüßen?

Sonntag, den 15. Juli.

Ein Geständnis, lieber Vater! Ich habe Herbert gesehen, aber nicht programmgemäß. Laß Dir erzählen, und sei nachsichtig mit Deinen Kindern.

Nach halb schlafloser Nacht ging ich früh in den Wald, mir Kopf und Herz zu erfrischen, saß im Gnomenwinkel, dachte, träumte, sorgte und sehnte mich. Plötzlich fuhr Cäsar, der dort immer zu meinen Füßen liegt, in die Höhe, lauschte, stürzte aufbellend ins Gebüsch und kam bald darauf mit — Herbert zurück. Er ist schon mit dem gestrigen Abendzuge gekommen, — hat also nicht am Geburtstagschmause teilgenommen, — ist im Stations-Wirtshause über Nacht geblieben und heute früh über die Berge gewandert, um mich womöglich auf dem Morgen-spaziergange zu treffen. Wie glücklich er war, mich zu finden, wie stürmisch in seiner Freude und Zärtlichkeit, kannst Du Dir denken. Ich wäre seine Braut, allen Großeltern zum Trost, versicherte er; wenn sie nicht Vernunft annehmen wollten, müßten wir ohne ihre Zustimmung heiraten. Auf Deinen Segen dürften wir zählen, — Du wärest zu gütig, unserm Glück im Wege zu stehen, hättest überdies einen Präcedenzfall geschaffen und so weiter. Das referiere ich aber nur; habe mich wirklich recht schaffen dagegen gewehrt, bin auch, — allen Bitten zum Trost, — zur rechten Zeit schloßwärts gegangen; vom Waldessaum allein, selbst ohne Cäsar, der sich von seinem jungen Herrn nicht trennen wollte. Ehe ich Herbert verließ, habe ich freilich versprochen, morgen früh abermals im Gnomenwinkel zu erscheinen. Ich weiß, daß es Thorheit ist, Unrecht sogar, denn ich bin Dir ungehorsam, lieber Vater;

aber als mich Herbert mit Bitten bestürmte, konnte ich nicht anders. Übrigens gelobe ich Dir, daß es unsere letzte geheime Zusammenkunft sein soll. Dienstag abend muß Herbert ohnehin wieder in Berlin sein.

Daß ich beim Lesen über die Massen zerstreut war, brauche ich nicht zu sagen; glücklicherweise waren es meine Zuhörer nicht weniger, als ich; auch wurde ich sehr bald durch Herberts Ankunft erlöst, der sich auch bei den Großeltern als Fußgänger meldete. Wir wurden uns vorgestellt, hielten uns tapfer, ich zog mich zurück und benutzte die Muße, den liebsten, nachsichtigsten aller Väter um Verzeihung zu bitten. Herbert werde ich wohl erst beim Mittagessen wiedersehen.

Abends.

Herberts Hiersein hat im Verlaufe des Tages wenig geändert. Nach Tisch hielt der Kantor seine Andachtsstunde; vor derselben wurde „der junge Herr“ von dem Hauspersonal mit dem hier üblichen Ceremoniel, also mehr feierlich als herzlich, begrüßt. Nach dem Gottesdienste Kaffee auf der Terrasse, wie vergangenen Sonntag; selbst mein Klavierspiel mit dem Kantor und die darauf folgende Schachpartie, die von der Gräfin zu einem Zwiegespräch mit dem Enkel benutzt wurde, haben stattgefunden. Die Stimmung aber war eine andere als sonst; das verriet der Freudenschimmer in den Augen der Gräfin und des Grafen Anteil am Gespräch. Er tadelte und spottete zwar über alles, was Herbert von seinem Berliner Leben erzählte, war jedoch nicht so bitter, so scharf, wie bisher. Es ist unverkennbar, daß die beiden einsamen alten Menschen mit ganzem Herzen an ihrem Enkel hängen, der liebevoll und ehrerbietig mit

ihnen verkehrt. Wie wollte ich ihm helfen, sie zu ehren und zu hegen! . . . Ob sie mir das jemals erlauben werden?

Rotheneck, 16. Juli.

Gestern konnte ich noch zweifeln und fragen; heute weiß ich, daß ich gescheitert bin, durch eigene Schuld und Unvorsichtigkeit. Zürne nicht, lieber Vater! Ich bin hart gestraft für meinen Ungehorsam gegen Dich, weiß mir nicht zu helfen, nicht zu raten und komme in meiner großen Bedrängnis zu Dir, wie ich es in jeder kleinen gethan habe, so lange ich denken kann.

Laß Dir erzählen, was geschehen ist. Der gestrige Tag war glühend heiß gewesen, nachts kam ein Gewitter, das sich gegen Morgen verzog, aber es regnete noch, als ich aufstand, und ich glaubte nicht, daß mich Herbert unter diesen Umständen im Freien erwarten würde. Zur verabredeten Zeit ging er jedoch, eine Melodie summend, unter meinem Fenster vorbei, dem Walde zu, und ich war thöricht genug, ihm zu folgen.

Kein Vorgefühl hielt mich zurück; die erfrischte Luft mit Entzücken atmend, eilte ich im Regengeriesel unter tropfenden Tannen dem Gnomentwinkel zu, und es währte nicht lange, da war Herbert an meiner Seite.

In unserer Glückseligkeit beachteten wir kaum, daß das Gewitter zurückkehrte; aber im Augenblick, als wir aus dem Walde auf das kleine Felsplateau hinaustraten, zuckte ein Blitzstrahl vor uns nieder, ein krachender Donnerschlag folgte, heulend fuhr der Wind vom Brocken herüber, riß mir den Hut vom Kopfe, Herbert den Schirm, den er über mich hielt, aus der Hand und schlug mir den strömen-

den Regen ins Gesicht, daß ich einen Moment wie betäubt war.

Wir konnten nicht bleiben; mich gegen die plötzlichen Windstöße zu sichern, schlang Herbert den Arm um meine Schulter, führte mich langsam den Weg zurück, den wir gekommen waren, und ließ in Wind und Regen ein Luftschloß nach dem andern vor mir aufsteigen. Plötzlich drängte sich ein Mann, dessen Schritte wir im Wetterlosen nicht gehört hatten, auf dem schmalen Pfade an mir vorüber, sah mir ins Gesicht, sagte ein paar Worte, die ich nicht verstand, und war gleich darauf um eine Biegung des Weges verschwunden. Es war der Forstgehülfe Hugo Brandt; — wenn er mich erkannt hatte, mich verriet! Herbert fragte ausbrausend, wer dieser Flegel gewesen wäre, schien aber nichts zu besorgen, und ich wollte ihm das Herz nicht schwer machen; die Aussicht, den ganzen Tag von mir getrennt zu sein, — wenn ich zum Besen herunterkomme, muß er bereits der Rothenburger Festlichkeit zufahren, — quälte ihn so schon genug. Ich bezwang mich, so gut ich konnte, ging noch eine Weile an seiner Seite, dann nahmen wir Abschied unter Donner und Blitz, und ich eilte in mein Zimmer, mich anzukleiden.

Raum war ich damit fertig, als angeknöpft wurde und, ohne mein „Herein“ abzuwarten, die Haushälterin eintrat. Mit boshaftem Lächeln blieb sie vor mir stehen. Sie wäre gekommen, zu fragen, wie der „Gnädigen“ der nasse Spaziergang bekommen sei, sagte sie höhnisch; wolle auch gleichzeitig um Entschuldigung bitten, daß sie meine Stellung so total verkannt habe. Wer mit der Herrschaft so „intim“ sei . . . Weiter ließ ich sie nicht kommen. Mit äußerlicher

Ruhe, — obwohl mir die Zähne zusammenschlugen wie im Fieber, — ersuchte ich sie, mich allein zu lassen. Sie ging, drehte sich aber in der Thür noch einmal um und züchtete mir zu: Da ich ihren guten Rat nicht hören wolle, werde sie Sorge tragen, daß er mir von anderer Seite komme. Dann verschwand sie.

Von anderer Seite! Ob sie mich bei dem Grafen verklagen will? Ich bin nicht feigherzig, aber seinen Augen gegenüberstehen, wenn er zornig ist . . . Ich glaube, daß ich nicht ein Wort fände, mich zu verteidigen. Jetzt thut es mir leid, Herbert meinen Schrecken, meine Befürchtungen verhehlt zu haben . . . Nicht einmal danken wird er mir für diese Rücksicht, wenn ich darum leiden sollte. Ein freiwilliges Geständnis von seiner Seite wäre unserer Liebe auch viel würdiger gewesen, als zu warten, bis wir verraten werden. Aber vorgreifen darf ich Herbert nicht! . . . Du würdest es gewiß nicht gutheißen, nicht erlauben. Oder doch? Ich bin so verängstigt, daß ich gar nicht mehr weiß, was das Richtige ist.

Und nun muß ich zum Vorlesen gehen! Wie jämmerlich ich mich fühle, kannst Du Dir denken. Diesen Brief schicke ich erst morgen ab, nachdem der Streich, der mich bedroht, gefallen ist.

Abends.

Es ist geschehen, lieber Vater, aber anders, als ich erwartete. Als ich zum Vorlesen hinunterkam, sah ich auf den ersten Blick, daß nicht der Graf, sondern die Gräfin von der Waldbegegnung unterrichtet sein mußte, denn der alte Herr war unverändert gegen mich, während sie, — die sonst so Gütige, — meinen Morgengruß nur mit stummem

Kopfschütteln erwiderte. Auch später gönnte sie mir kein Wort, keinen Blick und schien ganz durch das Wetter in Anspruch genommen, das immer wütender tobte. Der Wind heulte um die alten Mauern, rüttelte an den Fenstern, warf Ziegel vom Dach; der Regen wurde geradezu zum Wolkenbruch. Selbst der Graf begann, sich um den Enkel zu sorgen, und mir stand das Herz still, als Anton die Meldung brachte, der Wildbach habe die Brücke weggerissen, die Herbert bei der Heimfahrt passieren muß. Nun kann er heute nicht zurückkommen; der Umweg, den er zu machen hat, ist zu groß.

Was und wie ich in meiner zwiefachen Angst gelesen habe, weiß ich nicht; ebenso wenig, wie ich in mein Zimmer gekommen bin. Ich erinnere mich nur, daß ich grübelnd darsaß, als abermals angeklopft wurde und die Gräfin hereintrat.

Sie sah so unglücklich aus, als ob sie die Sünderin wäre, und so klang es auch, als sie, in einen Sessel sinkend, mit stockender Stimme fragte, ob, was ihr die Haushälterin mitgeteilt, wahr sei? Ich ließ sie nicht weiter sprechen. Vor ihr niederknieend, faßte ich ihre Hand, die sie mir nicht entzog, küßte sie, nahm meinen Mut zusammen und gestand, daß Herbert und ich uns seit Jahren kennen und lieben, und daß ich nach Notheneck gekommen bin, um das Herz seiner Großeltern zu gewinnen.

Die alte Dame seufzte schwer. Das wäre vergebliches Bemühen, sagte sie. Ob denn Herbert den Großvater so wenig kenne? Wie der Graf eines Ungehorsams wegen den einzigen Sohn verstoßen habe, obwohl ihm darüber fast das Herz gebrochen sei, so werde ihm auch der Enkel und

Damit die letzte Lebensfreude verloren gehen, wenn sich Herbert gegen die Traditionen des Hauses auflehne. Dann brach sie in Thränen aus, beschwor mich, einer Liebe zu entsagen, die auch Herbert und mir kein Glück bringen könne. Und als ich, ebenfalls weinend, versicherte, daß ich dazu nicht imstande sei, flehte sie mich an, Herbert wenigstens zum Aufchieben unserer Verbindung, zum Verschweigen unserer Liebe zu bewegen; wir wären jung, könnten warten. Wenige Jahre noch und Graf Rotheneck würde uns nicht mehr im Wege stehen . . . Aber in Frieden möchten wir ihn sterben lassen; er hätte schon so viel, so übermäßig gelitten.

Von ihrem eigenen Leide sagte sie nichts, sie weinte nur, daß es zum Erbarmen war. Ich versprach alles, was sie verlangte.

Wir sind überein gekommen, daß ich Herbert über die Unterredung mit seiner Großmutter schreibe. Den Brief wird sie ihm geben und ihm dabei ins Gewissen reden. Wiedersehen sollen wir uns nicht; wenn Herbert morgen kommt, melde ich mich krank und bleibe in meinem Zimmer.

„Wenn er fort ist, mein liebes, liebes Kind, sind Sie wieder, wie bisher, mein Augen- und Herzenstrost,“ sagte die Gräfin, indem sie aufstand und mich umarmte. Sie hält mich, wie Du weißt, für eine arme Lehrerstochter, die sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen wünscht, und da sie forteilte, um den Grafen nicht länger allein zu lassen, fehlte mir die Zeit, vielleicht auch der Mut, ihr zu gestehen, daß wir sie getäuscht haben, daß ich Deine Tochter bin und nach dem Scheitern meiner Hoffnungen wieder heimkehre, — wenigstens sobald sich eine Stellvertreterin für

mich gefunden hat. Hilf mir dazu, lieber Vater! Wenn Du wüßtest, wie schwer mir nach meiner Niederlage der eine Tag geworden ist, — wie ich mich fürchte, der Haushälterin, dem Forstgehülfen zu begegnen. Ich werde nicht mehr wagen, in den Wald zu gehen.

Außerlich habe ich mich tapfer gehalten; ich habe zu Mittag und zu Abend gespeist, wenigstens am Tische gegessen, habe vorgelesen und musiziert und mich mit dem Kantor unterhalten, der, weil nicht ausgefahren werden konnte, zum Schachspielen kam, — vielleicht auch, um von den Schäden zu berichten, die Wind und Regen im Dorfe verursacht haben. Der Graf hat sogleich verfügt, daß alles auf seine Kosten hergestellt werde; wenn sich's um Elementar-Gewalten handle, habe er als Gutsherr einzutreten, ohne nach dem Belieben der Dorfbewohner zu fragen, sagte er, gab auch dem Kantor eine ansehnliche Summe für die Beschädigten, — mit einer Miene, als ob er ihre Hinderung schuld, von denen er bei jedem Witterungswechsel gefoltet wird. Die Gräfin hat recht, einer neuen Gemütserschütterung ist sein gebrechlicher Körper nicht gewachsen. Das muß Herbert einsehen, muß sich zum Warten verstehen, — unsere Liebe darf nicht zur Mörderin werden.

Und doch, — so klar mir vor Augen steht, was ich zu thun habe, das Herz lehnt sich dagegen auf, schreit nach seinem Rechte. Hilf Du mir, daß ich es bezwinge, — sei streng, hart, wenn es sein muß! Nein, nein, habe mich lieb, das wird mich am besten vor mir selbst behüten! Mir ist, als würde alles gut, wenn ich den müden Kopf erst wieder an Deine Schulter legen kann.

Wenn ich doch schlafen könnte! Aber ich bin so unruhig, daß ich nicht zu Bette gehen mag. Überdies tobt der Wind, und ein klappernder Fensterladen, im Erker türmen, wie mir scheint, würde mich nicht . . . einschummern lassen, wollte ich schreiben, als ich durch das Knarren der losen Diele vor meiner Thür aufgeschreckt wurde. Ich sah nach, — es war die Gräfin, die im Nachtkleide, ein Licht in der Hand, dem Erker zuging, wahrscheinlich, um den Laden festzumachen. Ich hätte sie begleiten sollen, aber die Scheu, mich in ihr Allerheiligstes einzudrängen, hat mich im rechten Augenblick zurückgehalten, und wenn ich ihr jetzt nachginge, könnte sie erschrecken. Immer deutlicher sehe ich ein, daß mein Hiersein nichts nützt, — auch der alten Dame nicht, obwohl ich sie so herzlich lieb habe, daß mir die Trennung von ihr schwer werden wird.

Wie schreckhaft bin ich heute, — das ist doch sonst nicht meine Art. Eben fuhr ich abermals auf, — ich glaube, weil der Laden nicht mehr klappt. Unwillkürlich ging ich an die Thür, — im Gange alles still und dunkel, — ich habe offen gelassen, um es zu hören, wenn die Gräfin zurückkommt; ich hätte sie begleiten sollen.

Später.

Ein Schrei, — ich hörte deutlich, daß es ein Schrei war, — und stürzte ohne Besinnen der Turmthür zu. Als ich sie aufriß, quoll mir Rauch entgegen. Im Nu war ich oben und stieß die Thür auf. Dichter Qualm füllte das Gemach, hin und wieder schlugen Flammen auf, Vorhänge, welke Kränze, verstreute Papiere brannten; in der Nähe der Thür lag die ohnmächtige Gräfin. Ich hatte

die Besinnung, meine Lampe auf den kleinen Vorplatz zu stellen; dann nahm ich die zarte Gestalt in meine Arme und trug sie, — in Todesangst, daß ich fallen könnte, — die Treppe hinunter, in mein Zimmer, auf mein Bett. Dann hinunter in den ersten Stock, an Antons Thür.

„Feuer! Feuer!“ rief ich, an der Klinke rüttelnd. Der Alte war noch nicht zu Bett; im nächsten Augenblick läutete er die Tischglocke, die Dienerschaft kam herbei, auch die alte Kammerfrau der Gräfin, die mir jammernd folgte, während Anton sich zu dem Grafen begab, ihm zu sagen, daß die Gräfin in Sicherheit sei.

Aus dem Feuer, — das, wie ich eben höre, rasch gelöscht worden ist, — war sie glücklich gerettet, aber ihre Ohnmacht wollte allen Bemühungen nicht weichen. Sie lag noch in völliger Bewußtlosigkeit, als der Graf, — Gott weiß, wie er die Treppe heraufgekommen ist, — an ihrem Lager erschien.

„Bertha! Bertha! hörst Du mich nicht?“ jagte er, sich über sie beugend, mit einer Innigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Dann blieb er am Bette sitzen, verwendete kein Auge von der regungslosen Gestalt, und als endlich, endlich ein Lebenszeichen zu spüren war, stand er auf, faßte ihre Hand, küßte sie und behielt sie in der seinen, während ein paar Thränen, die er nicht zu merken schien, über das verwelkte Antlitz flossen. Nie hat mich ein Ausdruck des Schmerzes tiefer bewegt.

Es mag elf Uhr gewesen sein, als der Unfall geschah; um halb zwölf war der Hausarzt im Schlosse. Der Bote, der ihn herbeirufen sollte, fand seinen Wagen vor der Säge-

mühle, wo eben ein Kindchen geboren war, — ist er hier an ein Totenbett gekommen? „Dummes Zeug!“ antwortete er in seiner barschen und doch so gütigen Weise, als ich ihn heimlich danach fragte; beruhigt hat er mich aber nicht. Die Gräfin ist zwar ins Leben zurückgekehrt, das heißt, sie atmet wieder, aber Bewußtsein hat sie nicht. Auf Befehl des Arztes hat man sie in ihr Schlafzimmer gebracht; der Graf, die Kammerfrau und der Doktor sind bei ihr. Mich haben sie, trotz meiner inständigen Bitte, nicht zugelassen; ich müsse schlafen, mich von meinem Schrecken, meiner Anstrengung erholen, hat der Doktor dekretiert; aber ehe ich mich niederlegen konnte, mußte ich Dir dies alles erzählen, lieber Vater! Wer weiß, ob ich morgen vor Abgang des Postboten Zeit dazu fände. Lebe wohl!

Den 17. Juli.

Lieber Vater! Du brauchst Dich nicht um mich zu sorgen; ich habe geschlafen und bin gesund. Die Gräfin aber ist krank, — ihre armen Nerven sind so stark erschüttert, daß sie phantasiert, ohne Fieber zu haben. Die ganze Nacht hat sie von ihren Kindern gesprochen, bald verlangt, daß man sie herbeihole, bald geklagt, daß sie aus dem Vaterhause vertrieben wären. Welche Qual muß das für den Grafen gewesen sein! Er hatte sich, als ich gegen sechs Uhr hinunterging, nach der Gräfin zu fragen, auf Zureden des Arztes niedergelegt, — natürlich hat man ihn ausquartiert, ihm die nötige Ruhe zu schaffen. Auch der Doktor war fortgefahren, und die Kammerfrau, die bei der Kranken bleiben sollte, saß betrübt an der halboffenen Thür des Borderzimmers, in dem der Flügel steht. Die Gräfin

hätte sie fortgeschickt, wolle überhaupt niemand um sich haben, klagte sie.

So leise wir gesprochen hatten, die Kranke mußte uns gehört haben.

„Kommen Sie endlich, liebes Kind!“ rief sie mit matter Stimme; aber als ich zu ihr eilte, — wie ein Wachspüppchen lag sie in dem großen Paradebett, — nannte sie mich Elisabeth und Du, fragte, ob auch Hellmuth, — so heißt der junge Graf, — gekommen sei, und ob ihn der Vater gesehen habe. Wir beide sollten uns in acht nehmen, denn die Haushälterin stände Wache und würde uns ver-raten. „Aber Du bleibst bei mir, Elisabeth! Laß mich nicht wieder allein, bitte, bitte!“ Dabei umfaßte sie meine Hand mit ihren kleinen, kalten Händen und sah mich jammervoll an. Ich setzte mich, da sie meine Hand nicht loslassen wollte, zu ihr auf den Bettrand und sprach ihr liebevoll zu. Jetzt kannte sie mich, — dann war ich wieder Elisabeth. Nach und nach wurde sie ruhiger, ichien einzuschlafen, fuhr aber wieder auf und fürchtete sich vor den Flammen, die sie bald hier, bald da zu sehen glaubte. Angstvoll flüsternd erzählte sie: Die alte, böse Vorleserin, die ihr nachgeschlichen sei, müßte, — während sie selbst die Briefe zusammengesucht, die der Wind im Zimmer verstreut hatte, — die losgegangene Gardine angezündet haben. „Sie wollte mich und meine Briefe verbrennen . . . Meine lieben Briefe . . . Wo sind sie? Wo sind sie?“

Die armen Briefe, sie werden wohl verbrannt sein! Aber ich versicherte mit solcher Bestimmtheit, Anton hätte sie gerettet, daß mir die Kranke glaubte, abermals ruhig wurde und endlich einschlief. Im Schlafe hat sie meine



Hand nach und nach frei gegeben, und ich habe meinen Brief wieder geöffnet, ihm diese Zeilen beizufügen und Dir zu sagen, daß jetzt von meiner Heimkehr nicht die Rede sein kann. Lebwohl! Ich muß zu meiner Kranken.

Rotheneck, den 17. Juli 1877.

Nachmittag.

Könnte ich zu Dir fliegen, lieber Vater, mich jubelnd und weinend in Deine Arme zu werfen, — denn mit Worten zu sagen, wie mir zu Mute ist, vermag ich kaum. Ich habe einen schönen Sieg errungen, — wenn auch nicht für mich, — und ich hoffe, wenn Du hörst, was geschehen ist, wirst Du mit Deiner Tochter zufrieden sein.

Die Gräfin schlief noch, als ich wieder hinunterkam; ich schickte auch die müde Kammerfrau zu Bett und setzte mich zu meiner Kranken. Selbst der Schlaf hatte sie von ihrer nervösen Aufregung nicht befreit; unverständliche Worte murmelnd, warf sie sich hin und her, — aber als ich leise meine Hand auf ihre Hände legte, wurde sie ruhiger.

Das Öffnen der Thür schreckte uns beide auf. Der Graf kam herein, und mit ihm Herbert. Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht schoss, — mein Versprechen, ihm auf Rotheneck auszuweichen, fiel mir ein; ich erhob mich, wollte an ihm vorübergehen, aber er faßte meine Hand und küßte sie, — ich hätte in die Erde sinken mögen. Erst sein Ausruf: „Wie sollen wir Ihnen danken!“ brachte mich zur Besinnung, so daß ich mich, während er an das Krankenbett trat, in leidlicher Fassung dem Ausgang zuwenden konnte.

Aber als ich am Divan vorüberging, auf dessen Ecke der Graf niedergefunken war, hob er den Kopf.

„Bleiben Sie, setzen Sie sich!“ sagte er in seiner herrischen Weise, indem er mir den Platz an seiner Seite anwies. Ich gehorchte, und nun faßte auch er meine Hand.

„Mein Enkel ist mir zuvorgekommen . . . Ihnen habe ich die Rettung meiner Frau zu danken, des besten und liebsten, was ich besitze,“ begann er mit bebender Stimme, und die harten Augen wurden feucht; aber nur einen Moment, dann war er wieder gesaßt und ganz Grand-Seigneur. Es wäre nicht seine Art, Worte zu machen, fuhr er fort; er würde mir seinen Dank durch die That beweisen. Wenn ich einen Wunsch hätte, dessen Erfüllung in seiner Macht stände, dürfte ich der Gewährung sicher sein.

Meine erste Regung war, für mich und Herbert keinen Segen zu erbitten; dann aber hatte ich das Gefühl, dem Geliebten zu nahe zu treten, wenn ich, noch dazu in seiner Gegenwart, ein Bekenntnis ablegte, das er zu machen hat. Zweifelnd sah ich zu ihm hinüber, und als mein Blick dabei auf das Leidensgesicht der Gräfin fiel, zu dem er sich liebevoll niederbeugte, wurde mir plötzlich meine Aufgabe klar.

„Herr Graf,“ sagte ich, und alle Furcht vor ihm war von mir gewichen, „wenn Sie die Gräfin wirklich gerettet sehen wollen, erfüllen Sie mir die Bitte, den Grafen Hellmuth herkommen zu lassen . . . Die Kranke hat immer wieder nach ihm verlangt.“

Seine Augen blitzten mich an, sie bohrten sich geradezu

E. v. Gilmers. Junge Herzen.

in die meinigen, und seine Finger, die meine Hand noch immer umfaßten, zitterten.

„Wissen Sie denn, wo mein Sohn zu finden ist?“ fragte er nach einer Pause, während mein Blick wie gebannt an seinen herrschgewaltigen Augen hing. Das wußte ich nun freilich nicht; aber als ich es traurig eingestand, ging ein Leuchten über seine Züge, wie ich es noch in keinem Menschenangezicht gesehen habe.

„Herbert wird aushelfen können,“ jagte er. „Mein Wort muß ich halten . . . Hellmuth mag kommen!“ Und dann faßte er meinen Kopf mit beiden Händen, küßte mir die Stirn, stand auf und ließ sich von mir an das Krankbett führen. Lieber Vater, sieht das nicht aus, als ob ich durch mein Verlangen einen mühsam bekämpften Herzenswunsch des alten, starrsinnigen Mannes erfüllt hätte?

Das mußte ich Dir erzählen, lieber Vater, ehe Herbert nach der Station reitet, um das Telegramm an den Grafen Hellmuth aufzugeben. Die Gräfin soll davon nichts erfahren, bis wir wissen, ob und wann der Berufene kommt. Der Arzt meint sogar, eine freudige Überraschung werde das beste Heilmittel für die Kranke sein.

Leb' wohl! Herbert nimmt diesen Brief zum Nachmittagszuge mit. Nun bin ich doch nicht umsonst hierher gekommen.

Rothenec, 18. Juli 1877.

Die Gräfin hat eine schwere Nacht gehabt. Das Schreckbild des Feuers kam wieder und wieder; dazwischen jammerte sie nach Sohn und Tochter; nur mein Zureden

konnte sie einigermaßen beschwichtigen, und erst gegen Morgen ist sie eingeschlafen. Dann habe auch ich geschlafen, auf dem Divan in ihrem Zimmer; verlassen mochte ich sie nicht.

Jetzt schlummert sie abermals. Wenn ich den Kopf wende, sehe ich ihr liebes Gesicht, das die Farbe des Todes, aber nicht seinen Frieden hat. Wird sie uns erhalten bleiben? Denke nur, Väterchen, unsere liebe Kranke nennt sie der Graf, wenn er mit mir von ihr spricht, und dabei hat sein Ton nicht mehr die leiseste Spur der früheren hochmütigen Herbitheit.

Mit Herbert dagegen bin ich nicht ganz zufrieden. Nachdem er, „um uns die schweren Tage zu erleichtern“, auf telegraphischem Wege Nachurlaub erbeten und erhalten hat, ist er zwar um den Großvater liebevoll bemüht, scheint aber die Gelegenheit, mit mir ein vertrauliches Wort zu sprechen, eher zu meiden, als aufzusuchen, und als es mir vorhin doch gelang, ihn unbemerkt um Auskunft über den Grafen Hellmuth zu bitten, schüttelte er abwehrend den Kopf. Auf der andern Seite ist er so unvorsichtig wie nur möglich; auch heute hat er mir in Gegenwart des Grafen zum Morgengruß die Hand geküßt, und seine Blicke folgen mir auf Schritt und Tritt mit einem Ausdruck, der dem alten Herrn alles verraten müßte, nähme ihn nicht das Warten auf den Sohn vollständig in Anspruch. „Wird er kommen?“ „Wann wird er kommen?“ Diese Fragen sind dem ganzen Wesen des Grafen aufgeprägt, sprechen aus seinen Zügen, seinem Aufhorchen bei jedem Geräusch, seinen zerstreuten Antworten, seiner Ruhelosigkeit. Auch ich bin ruhelos, als ob der „verlorene

Sohn" mir persönlich nahe stände. Warum telegraphiert er nicht?

Spät abends.

Es war längst geschehen, als ich so fragte; man hatte mir nur nichts davon gesagt, — auch nicht, daß Herbert gegen Abend nach der Station gefahren war. Ich wunderte mich, daß er den Großvater in seiner qualvollen Erwartung allein ließ, saß mit dem alten Herrn am Krankenbette und sorgte mich um die Schwäche und Unruhe meiner Pflegebefohlenen.

Auch daß der Hausarzt, der erst um die Mittagsstunde dagewesen war, wieder vor sprach, erschreckte mich; aber mit dem zufriedensten Lächeln seines Vollmondgesichts versicherte er, alles stände gut. „Nicht wahr, gnädige Gräfin, Sie fühlen sich wohl genug, einen lieben, sehr lieben Gast zu empfangen?“ fragte er und winkte, während ihn die Kranke verwundert ansah, nach dem Nebenzimmer; Herbert, den ich jetzt erst auf der Schwelle desselben stehen sah, eilte zu dem Großvater, ihm beim Aufstehen behülflich zu sein; eine zweite große Männergestalt erschien in der Thür — trat herein, — — — täuschten mich meine Augen? Nein, er war es. „Vater!“ schrie ich aus, aber er hörte mich nicht, stürzte an mir vorbei, auf den Grafen zu, der ihn zitternd die Hände entgegenstreckte, und schloß ihn in die Arme. „Hellmuth! Hellmuth!“ rief die Kranke, Vater und Sohn traten an ihr Bett, — ich sah noch, daß Papa niederkniete und seine Mutter in die Arme nahm, dann faßte Herbert meine Hand und führte mich dem Doktor nach in das Nebenzimmer, wo mir mit jubelndem Angestimm die Brüder um den Hals fielen.

Tante, liebe Tante! Papa hat mir aufgetragen, Dir ausführlich Bericht zu geben, und daß ich es gern thue, brauche ich nicht erst zu sagen. Aber Nachsicht mußt Du üben, — ich bin wie berauscht, kann mich in den neuen Verhältnissen noch nicht zurecht finden.

Begreiffst Du, daß mir hier auf Rotheneck trotz der Namen Hans, Albrecht, Hellmuth und Helm, trotz der Ähnlichkeiten und des verlorenen Sohnes, nie auch nur die leiseste Ahnung der wahren Sachlage aufgedämmert ist? Ich vertraute Dir und Papa so unbedingt, daß ich ein solches Versteckenspielen nicht für möglich gehalten hätte. Auch Herbert hat gewissermaßen daran teilgenommen; an jenem Abend, als wir uns unsere Liebe gestanden, hat ihm Papa die Wahrheit offenbart, und dann sind sie übereingekommen, daß ich meine Aufgabe leichter erfüllen werde, wenn ich über den vollen Umfang derselben im Dunkeln bleibe. Ob das richtig war? Jetzt kommt es freilich nicht mehr darauf an. Während ich mich vermaß, „zu helfen, damit Gott gutes Korn machen könne“, hat Er mir in einer Weise beigegeben, daß ich bekennen muß: „Mit unsrer Macht ist's nicht gethan.“

Aber ich soll ja erzählen. Hilf mir dazu mit Deiner Phantasie, liebe Tante! Male Dir aus, wie schön es war, als Papa kam, mich und die Brüder zu holen, die Großeltern uns umarmten, Großmama mit Freudenthränen flüsterte, darum hätte sie mich vom ersten Augenblick an ins Herz geschlossen; der Graf, — Großvater zu sagen fällt mir noch immer schwer, — mich ein liebes, tapferes Kind nannte, eine Enkelin, auf die er stolz sei. Noch stolzer ist er übrigens auf unsere beiden Blondköpfe. Ihr

Freimut, ihre Fröhlichkeit, ihr unbefangenes zutrauliches Wesen, selbst daß sie Hans und Albrecht heißen, thut ihm sichtlich wohl; er läßt sie kaum aus den Augen. Das Rührendste aber ist mir die Wiedersehensfreude von Mutter und Sohn, das stille, selige Lächeln der alten Frau, Papas zärtliche Sorgfalt für sie, seine kindliche Unterwürfigkeit diesem schwachen, schüchternen Wesen gegenüber. Und nun, liebe Tante, habe ich nur noch von einer glückseligen Viertelstunde zu sagen, die ich, unter den bleichen Sternen des Sommerabends, mit Herbert auf der Terrasse verleben durfte. Er erzählte mir, daß er am Morgen nach dem Brande dem Großvater seine Liebe und den Zweck meines Hierseins gestanden, ihm endlich auch gesagt hat, wer ich bin. Der Graf hat ihn schweigend angehört und nicht ein Sterbenswort erwidert. Aber sein Versprechen, mir einen Wunsch erfüllen zu wollen, sollte mir wohl behülfflich sein, meine Aufgabe zu Ende zu führen.

„Komödie gegen Komödie, liebe Sultane!“ sagte der Großvater, als beim Abendessen die Rede darauf kam, und dabei lag ein Nachklang der alten Schärfe in seinem Tone, verschwand jedoch, als er hinzufügte: ich hätte mich des Namens Rotheneck wert gezeigt; daß ich mich und mein Glück hintangestellt, um den Herzenswünschen der Kranken das Wort zu reden, werde er mir nie vergessen. Ich hatte das Gefühl, darum eigentlich kein Lob zu verdienen, — ich habe nicht anders gekonnt. Aber Herberts Augen strahlten mich an, und Papa sagte: „Ja, sie ist gut, — ganz das Ebenbild ihrer Mutter.“

Der alte Herr gab darauf keine Antwort; überhaupt scheint er die Vergangenheit tot schweigen zu wollen; es

ist, als wäre Papa von einer langen Reise heimgekehrt, von deren Verlauf sein Vater bereits genau unterrichtet ist. Großmama wird ihn dafür entschädigen.

Es ist Mitternacht; Großmama schläft; Papa, der eben kommt, mich in der Krankenpflege abzulösen, verlangt, daß ich zur Ruhe gehe. Gute Nacht, liebe Tante Sophie.

Den 19. Juli.

Ein Wort noch, liebe Tante, ehe der Postbote diese Blätter mitnimmt. Großmama geht es so viel besser, daß sie aufzustehen verlangt, — ich glaube, der Doktor wird es erlauben. In aller Frühe waren wir im Gnomewinkel, Papa, Herbert, die Brüder und ich, — auch Cäsar darf ich nicht vergessen. Ich saß auf der Bank neben dem Vater, vor uns standen Herbert und die Knaben, und Herbert deutete dem Brocken zu, — meine Vision an Vaters Geburtstag! Mich überließ's, — Du lachst wahrscheinlich.

Vor einer halben Stunde kam der Kantor; in seiner freudigen Rührung wollte er Papa die Hand küssen, der aber umarmte ihn, sagte ihm, wer ich bin, und eben begann der kleine Alte eine feierliche, von den seltsamsten Kratzfüßen begleitete Anrede, als Großpapa mit den Knaben hereintrat.

„Nun, Feuerstake, was sagen Sie zu diesem Nachwuchs?“ rief er. „Gebt ihm die Hand, Kinder, — er war der erste Lehrer Eures Vaters, — und sagt ihm, wie Ihr heißt und was Ihr werden wollt.“

Sie fasten seine dürrten Hände und schüttelten sie, daß mir angst um ihn wurde.

„Hans von Rotheneck, General-Feldmarschall!“ „Albrecht von Rotheneck, Land-Oberforstmeister!“ riefen sie.

„Das walte Gott!“ sagte der alte Mann, während Großpapa halb stolz, halb humoristisch dreinschaute.

Und dann rief Großmama im anstoßenden Zimmer meinen Namen, und als ich an ihr Bett eilte, bat sie, wir möchten ihr zur Feier des Tages einen Choral singen. Der Kantor setzte sich an den Flügel, und wieder war es das alte, liebe Frank'sche Lied, das mir aus vollem Herzen strömte:

„Sei nur still, die Sonne kann,
Oh' Du's meinst, auf Dich scheinen.
Wandle mutig Deine Bahn,
Schlage von Dir Klag' und Weinen;
Denk: es geht doch, wie Gott will, —
Sei nur still!“

Der Brief muß fort, leb' wohl, liebe Tante! Morgenabend hast Du Vater und Herbert wieder. Die Brüder und ich bleiben hier. Du aber packst die größten Koffer, denn für die Ferienzeit kommt Ihr alle nach Rotheneck, und dann, — das hat mir Großmama heimlich anvertraut, — feiern wir die Verlobung Deiner glückseligen

Juliane.

Comtesse Gardys Nobelgarde.

Nobellette von Claire von Glümer.

Elburg, den 12. Januar 1885.

Liebe Lisa! Die Nachschrift Deines Briefes besteht mir zwar, mich nicht zu ärgern, ich thue das aber doch. Nicht weil dumme Leute dummes Zeug schwätzen, — c'est leur métier, — sondern weil mein kluges Schwesterchen darauf hört und mich zwingt, dem Unsinn Rede zu stehen. Natürlich geschieht es in der Zuversicht, daß Du wie bisher von meiner Aufrichtigkeit überzeugt bist. Also: ich bin weder in Comtesse Hardy verliebt, noch weniger mit ihr verlobt (was eine große Thorheit wäre, da sie eben so wenig Vermögen besitzt wie ich), am allerwenigsten hat sie „mit meinem Herzen ein kokettes Spiel getrieben“. Sie und kokett, es ist zu lächerlich! Zu ihrer sogenannten Nobelgarde aber gehöre ich und bin stolz darauf, so bald nach meinem Eintritt in das Regiment in diesen intimen Kreis aufgenommen zu sein. Daß Du darüber geweint hast, liebe Lisa, ist (verzeih', daß ich einer hochwürdigen Achtzehnjährigen dergleichen sage) ebenso kindisch wie überflüssig.

Warum ich Dir nie von Comtesse Hardy erzählt habe? Würst Du während meines letzten Urlaubs zu Haus gewesen, so hätte ich das sicherlich gethan. Aber Du zogst es vor, bei Deiner Freundin Eugénie zu bleiben. Das hat mich verstimmt, und darum habe ich Dir seltener geschrieben und nicht so ausführlich berichtet wie bisher. Comtesse Hardy hatte nichts damit zu thun. Um Dir jedoch einen neuen Beweis meiner Güte und Großmuth zu geben, lasse ich eine genauere Antwort auf Deine Frage folgen.

Comtesse Eberhardine (NB. Deine mißliebige Bemerkung über die Abkürzung ihres Namens hättest Du Dir schenken können. Wie würdest Du Dich an ihrer Stelle nennen? Eber etwa? Dine kann man doch nur die Köchin rufen. Aber seien wir ernsthaft), Comtesse Eberhardine ist die früh verwaiste Nichte unseres Kommandierenden; von ihrer Großmutter erzogen und verzogen; nach dem Tode derselben, das heißt vor drei Jahren, in das Haus des Dufels gekommen, der sie weiter verzieht, indes Madame la Commandeuse (verrathet um alles dem Papa nicht, daß wir Ihre Excellenz so titulieren) in aller Jugendstrenge als Gegengift fungiert. Comtesse Hardy macht sich aber nichts daraus. „Verzeih“, liebe Tante, das hatte ich vergessen!“ sagt sie zehnmal an einem Abend und vergißt immer aufs neue, daß eine junge Dame, statt zu lachen, nur lächeln, immer leise sprechen, die Augen niederschlagen und über Menschen und Dinge nach hergebrachten Formeln urtheilen soll.

Ob sie hübsch ist? Mir gefällt sie. Andere finden sie zu brünett, zu groß und schlank, ihre Züge unregelmäßig, die Nase zu kurz, den Mund zu groß. Aber wenn sie

lacht, und das thut sie, viel, zeigt sie die schönsten Zähne der Welt, und mit dem großen Munde um die Wette lachen die großen, braunen, leuchtenden Augen. Sie kann übrigens auch ernsthaft sein, ist es vielleicht mehr, als man glaubt. Daß sie besser im Pferdestall Bescheid weiß als in der Küche, lieber Billard spielt (dem Dunkel zu Liebe hat sie es gelernt) als Handarbeiten macht, ist vielleicht richtig, und daß sie reitet wie eine Amazone, unbestreitbar. Aber sie tanzt auch wie eine Elfe, und wer Dir gesagt hat, sie wäre keine Dame, versteht sich nicht darauf. Sie ist eleganter in ihrer Einfachheit, vornehmer in ihrer schlichten Weise als die gepuzten, wohlbedesserten Dämchen um sie her. Gütig, ehrlich, zuverlässig, ist sie uns ein guter Kamerad, hat ein Herz für unsere Leiden und Freuden, tröstet, ermutigt oder schilt uns, wie wir es gerade brauchen. Die Furcht, von ihr ausgelacht oder getadelt zu werden, hält uns straffer im Zügel als die Predigten der Commandeuse oder die gelegentlichen Donnerreden des Kommandierenden, und so unbefangen wir mit ihr verkehren, nie würde sich in ihrer Gegenwart ein frivolles Wort über unsere Lippen wagen. Sei mithin unbesorgt, mein Kind, weder das Herz noch die Manieren Deines Bruders sind in Gefahr, weil er zu der Nobelgarde der Comtesse Hardy gehört.

Diese Garde besteht aus den fünf jüngsten Offizieren des Regiments: Robby Waltersdorf, Hans v. d. Brinken, dem kleinen Alzey, Fridy Warberg und mir. Wackere, ritterliche Jungen sind wir alleamt, bereit für unsere Dame durchs Feuer zu gehen und, bis sich dazu Anlaß findet, ihre getreuen Begleiter auf Spaziergängen und -ritten,

ihre bevorzugten Länzer, ihre getreuen Adjutanten bei der Aufgabe, den Kommandierenden zu amüsieren, so weit es die Commandeuse zuläßt. Für heute nun aber Lebewohl! Der Dienst ruft eilig von dannen

Deinen treuen Bruder Kurt.

Elburg, den 20. Januar 1885.

Liebe Lisa! Du bist ein Kindskopf mit Deinem: „Gefährlich bleibt es doch!“ Wir sind die vernünftigen Söhne einer vernünftigen Zeit. Auf Deine schnippische Frage aber: warum sich für dieses „Wunderwesen“ noch kein Mann gefunden hat, diene zur Antwort, daß Comtesse Hardy erst vor kurzem einem alten, reichen Kammerherrn, den die Commandeuse protegirt, einen Korb gegeben hat. Sie soll dergleichen schon vor meiner Zeit hin und wieder ausgeteilt haben. Natürlich freuen wir uns riesig darüber; Tante Excellenz dagegen ist empört und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, Comteschen mit Stichelreden zu quälen.

Gestern gab's sogar einen Sturm. Die Commandeuse hielt jour fixe; ein großer Kreis war um den Theetisch versammelt; am oberen Ende thronten die Mütter, am unteren flüsterte die junge Welt, des erlösenden Rückzuges in den Musiksaal harrend. Plötzlich rief Ihre Excellenz: „Hast Du gehört, Hardy? Helene von Briesen heiratet den reichen Fabrikanten Wiedebusch.“ — „Das glaube ich nicht,“ sagte Comteschen; „sie kann ihn nicht ausstehen.“ Excellenz suchte die Achseln. „Und doch wird ihr nichts anderes übrig bleiben,“ meinte sie. „Ein armes, vornehmes Mädchen, das die Zwanzig überschritten hat, muß

dem Himmel danken, wenn sich noch eine anständige Versorgung für sie findet.“ — „Eine Heirat ohne Liebe ist keine anständige Versorgung,“ antwortete Comtesse Hardy. „Unsinn!“ rief die Commandeuse, „was soll ein armes, vornehmes Mädchen mit sich anfangen? Du, zum Beispiel: hast Du Talente, die Dich selbständig machen? — Nein! — Kannst Du Kinder unterrichten? — Nein! — Nicht einmal zu feinen Handarbeiten bist Du tüchtig. . . .“ „Nein!“ fiel hier Comtesse Hardy der Dame ins Wort; „aber waschen und scheuern, dazu würde vielleicht meine Geschicklichkeit und meine Klugheit ausreichen. Lieber im Tagelohn arbeiten, als mich verkaufen!“ Dabei stand sie auf und streckte die zarten Arme vor sich hin, als ob sie ihre Kräfte probieren wollte. Sie lachte auch, aber ihre Wangen glühten, und in ihren Augen standen Thränen des Unmuths und der Scham. — Ich hätte die Commandeuse prügeln mögen, und nie zuvor fühlte ich so sehr „das Verlangen, etwas von dem verd. Gelde, das man nicht hat“, mein eigen zu nennen. „Warum?“ fragt mein neugieriges Schwesterlein. „O, nur um mir von Comtesse Hardy einen Korb zu kaufen!“

P. S. Ich war im Begriff, den dummen Brief zu zerreißen; aber ich habe volle Aufrichtigkeit, versprochen. So magst Du denn auch von dieser rabbiaten Stimmung hören, die übrigens schon wieder vor dem Lichte der Vernunft gewichen ist. Eben komme ich von einem wunderbaren, zweistündigen Ritt zurück, den Comtesse Hardy mit dem Dunkel und der gesamten Kobelgarde gemacht hat. Sie sah aus wie immer, lachte wie immer, nahm Gräben und Hecken wie immer — und ich getröste mich der Zuversicht,

daß kein alter Kammerherr, kein reicher Fabrikant, keine gestrenge Tante, keine Furcht vor der Zukunft ihr frisches, stolzes Herz bestiegen wird.
Dein Kurt.

Elburg, den 27. Januar 1885.

Liebe Lisa! Comtesse Hardy braucht sich vor der Zukunft nicht mehr zu fürchten, denn, höre die seltsame Mähr, sie ist eine Erbin geworden. Ihre Pate, eine reiche, wunderliche Dame, die sich bisher nie um sie gekümmert, hat ihr für den Fall, daß sie nach Ablauf des einundzwanzigsten und vor Vollendung des fünfundzwanzigsten Lebensjahres nach eigener, freier Wahl einen reichen Mann heiratet, 100 000 Thaler vermacht. (Thaler, nicht Mark!) Heiratet sie einen, der nichts oder weniger besitzt, so bekommt sie nur 50 000 und gar nichts, wenn sie unvermählt bleibt. — Natürlich ist ganz Elburg, Stadt und Garnison, in Aufregung. Mütter und Söhne rüsten sich zum Kampf; verzagte Mädchenherzen verzweifeln, und die Commandeuse scheint eine Revue der Heiratskandidaten zu beabsichtigen, denn auf heute über vierzehn Tage hat sie einen Ball anberaumt.

Comtesse Hardy ist nicht damit einverstanden. Die Erbschaftsgeschichte hätte verschwiegen bleiben müssen, meinte sie, als ich ihr gestern Abend Glück wünschte. Es war jour fixe; die Gemächer der Commandeuse waren überfüllt. „Was nicht die Reugier thut,“ sagte der kleine Mzey, der eben herantrat. „Oder die magnetische Kraft des Geldes,“ gab Comtesse zur Antwort; „wie mich das anekelt!“

Sie hatte recht. Männlein und Weiblein, die sie bisher kaum beachtet hatten, umdrängten sie, fanden sie

bezaubernd und bewunderten jedes ihrer Worte, obwohl sie hochmütig und herb war, wie ich sie nie gesehen habe; nur für uns, ihre alten Getreuen, hatte sie den alten Ton.

Später. — Ich wurde unterbrochen. Warberg und der kleine Mzey kamen, um mich, einer Verabredung nach, zum Schlittschuhlaufen mit Comtesse Hardy abzuholen. Aber sie war nicht unter den jungen Damen auf dem Parkteich; auch auf dem Rückwege nach der Kommandantur begegneten wir ihr nicht, gingen hinaus, um zu fragen, was sie am Kommen verhindert hätte, und fanden sie mit Brinken und Waltersdorf zusammen. Sie wäre ausgerissen, erzählte sie, halb lachend, halb unwillig; das Zudrängen der oberflächlichsten Bekannten hätte kein Ende genommen, und im Freien wäre ihr das Komplimentieren noch unerträglicher als im Salon. „Aber ich werde mir Ruhe schaffen,“ rief sie, und ihre Augen sprühten. „Darf ich auf Sie zählen, meine Herren?“ Natürlich erklärten wir uns zu allem bereit. „Gut denn,“ sagte Comteschen; „man nennt Sie meine Nobelgarde; seien Sie es in der That. Lassen Sie, soweit es möglich ist, niemand an mich heran. Zu allen Soupers, Haupttänzen, Schlittenfahrten u. s. w. bin ich mit einem von Ihnen engagiert; die Verteilung der Aufgaben überlasse ich Ihnen.“ — „Aber Kind, Kind, was soll denn das heißen?“ fragte Sr. Excellenz, der eben eingetreten war und ihren Tagesbefehl vernommen hatte. Sie flog auf ihn zu und sagte seine Hand. „Du wirst unser Komplott nicht verraten, lieber Dunkel,“ sagte sie schmeichelnd, „wirft nicht verlangen, daß ich mir der Erbschaft wegen den Hof machen oder mich gar darum heiraten lasse!“

Der alte Herr strich über ihr krauses Haar. „Haßt

recht, Kleine," sagte er gutmütig, zu uns hinübernickend; „alte Freunde gehen vor." Da wurde sie dunkelrot. „Du irrst, lieber Dufel, Adoptivbrüder heiratet man nicht!" rief sie mit einem Ernst, der ihr sonst nicht eigen ist. Excellenz ließ sich jedoch nicht irre machen. — „Adoptivbrüder freilich nicht; nur einen von ihnen," antwortete er in seiner jovialen Weise. Dann machte der Eintritt der Commandeuse dem Gespräch ein Ende.

Ich aber kann die Worte: „Einen von ihnen!" nicht los werden, und den Kameraden geht es ebenso. Der kleine Alzey (wir nennen ihn nicht umsonst „Alzeit voran") hat es zuerst eingestanden; die anderen sind dem Beispiel gefolgt, und wir sind übereingekommen, daß es richtig und natürlich wäre, wenn Comtesse Hardy einen von uns heiratete. Aber wen? Bisher hat sie keinen bevorzugt, bestreitet auch, dies jemals thun zu können; aber was will das heißen? Kann sie sich nicht ebenso gut über ihre Gefühle täuschen, wie wir uns so lange über die unfrigen getäuscht? Jedenfalls haben wir uns als gute Kameraden das Wort gegeben, dem Bevorzugten sein Glück zu gönnen und ihm treu zur Seite zu stehen. — Lache nicht, Schwesterlein, und berufe Dich nicht auf meine früheren Bekundungen. Umstände verändern die Sache, wie das Sprichwort sagt, und wenn mich Comtesse Hardy lieben könnte! Mir wird schwindelig bei dem Gedanken. Leb' wohl, kleine Lisa!

Dein Kurt.

Elburg, den 11. Februar 1885.

Du beleidigst uns, Kind! Nicht um der Erbschaft willen, nur mit Hilfe derselben ist unsere Stellung zu

Comtesse Hardy eine andere geworden, und zwar nur in der Tiefe unserer Herzen. Außerlich sind wir nach wie vor die treuen, bescheidenen Fridoline, „ergeben der Gebieterin".

Gestern war der Commandeufen-Ball; Stadt und Umgebung glänzend vertreten; alles in Großgala, nur unser Comteschen einfach wie immer, im duftig weißen Kleide, ein paar Blumen im lockigen Haar; wir eifrig wie immer unseres Dienstes gewärtig, aber die alte, unbefangene Fröhlichkeit fehlte. Comtesse Hardy war den anstürmenden fremden Elementen gegenüber in beständiger Kriegsbereitschaft; ihre getreuen Hülfsstruppen standen in einem Kreuzfeuer teils spöttisch beobachtender, teils feindseliger Blicke, und mich Armsten ließ die Commandeuse sogar von dem groben Geschütz ihres Zornes bestreichen.

Das Souper war vorüber; Comtesse Hardy hatte zwischen Waltersdorf und Alzey gegessen, während ich, ihr gegenüber, ein kleines blondes Fräulein unterhalten mußte. Von der Anstrengung erschöpft, hatte ich mich in ein kühles Nebenzimmer geflüchtet, als plötzlich Ihre Excellenz herantauschte. „Lieutenant Haslingen (wenn sie zornig ist, sagt sie ‚Lieutenant', in Mittelstimmung ‚Herr von', im vollen Gnaden-Sonnenschein ‚Lieber'), Lieutenant Haslingen, Sie sind zum Cotillon mit meiner Nichte engagiert?" Ich bejahte. „So werden Sie mir den Gefallen thun," fuhr die Dame fort, „Ihr Anrecht dem Grafen Leer zu überlassen." — „Bitte, Herr von Haslingen, das werden Sie nicht thun!" rief Comtesse Hardy, die eben herantrat, und, zu der Tante gewendet, erklärte sie rund heraus, da Graf Leer in den drei Jahren ihres Hierseins keine Annäherung gesucht hätte, wünsche sie auch ferner damit verschont zu

E. v. Klüver. Jünger Herzen.

bleiben, wünsche überhaupt von vornherein alle Erbschafts-
anbeter zu entmutigen. Ihre Excellenz sträubte die Federn
wie ein zorniger Rakadū. „Laß die Kindereien!“ jagte sie
scharf. „Heiraten wirst und mußt Du, und Deine Wahl
muß Deinen jetzigen Ansprüchen angemessen sein.“ Dabei
traf mich ein Blick, der mich mit „meines Nichts durch-
bohrendem Gefühl“ überflutete. Auch Comtesse Hardy ver-
stand seine Bedeutung. „Meine Ansprüche, liebe Tante,“
antwortete sie mit prächtigem Stolz, „waren immer die
höchsten und werden es bleiben. Um Dir aber weitere
Sorgen zu ersparen, will ich Dir sagen, was meine Freunde
jedenfalls längst geahnt haben: ich liebe und werde geliebt.“
Damit ging sie; auch Excellenz ließ mich stehen; ich aber
fragte mich und frage noch immer: war es ihr Ernst mit
dem Bekenntnis, oder hat sie sich nur Ruhe schaffen wollen?
Sie zu weiteren Erklärungen zu bringen, ist mir während
des langen Cotillons trotz wiederholter Versuche nicht ge-
lungen; sie verschanzt sich in neckische Unnahbarkeit. „Ge-
duld, Geduld, wenn's Herz auch bricht,“ jagte sie endlich
mit einiger Ungeduld. „Dieses auch wird offenbar, sobald
ich einundzwanzig Jahre alt bin, das heißt schon am
5. April.“ — Schon! Noch über acht Wochen sollen wir
hoffen und harren; es ist schauderhaft. Jedenfalls will und
muß und werde ich herausbringen, wen von uns sie bevor-
zugt, denn einer von der Nobelgarde muß es sein.

Elburg, den 20. Februar 1885.

Gewiß, liebe Lisa, ich bin durchaus korrekt zu Werke
gegangen, habe den Kameraden das Ballgeständnis der
Comtesse mitgeteilt, aber obwohl seitdem vier scharfe Augen-

paare dem meinigen beistehen, ist es keinem gelungen,
Comteschens Herzensgeheimnis auf die Spur zu kommen.
Keiner von uns darf sich eines Vorzugs rühmen; niemals
schlägt sie einen Herzenston an, lacht, wenn wir es thun,
und giebt sich überhaupt den Anschein, als sähe sie in
unseren verstärkten Huldigungen nur das Eingehen auf ihr
Verteidigungs- und Isolierungs-System. Wir aber überbieten
uns in Thorheiten. Waltersdorf macht famose, himmelan-
stürmende Verse; Brinken ruinirt sich in Bouquets; der
kleine „Allzeit voran“ hat aus dem Album der Comman-
deuse Comteschens Photographie gestohlen; Warberg verliert
den Appetit und magert sichtlich ab, während ich selbst —
nein, ich kann nicht mit lachendem Munde davon sprechen!
Trotz alledem halten wir uns äußerlich brav, thun was
unseres Amtes ist, tanzen mit Comteschen, führen sie zu
Tisch, reiten mit ihr aus, fahren sie im Schlitten, trogen
dem Spott der übrigen Kameraden, den Neckereien der
Damenwelt, dem Jörn der Commandeuse; innerlich aber,
davon bin ich überzeugt, ist jeder von uns ebenso haltlos,
ruhelos, „himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt“ wie
Dein Bruder Kurt.

Elburg, 28. Februar 1885.

Ob ich nun zugeben will, daß Comtesse Hardy kokett ist?
Nein, nein, tausendmal nein! Freimütig wie immer, hat sie
eingestanden, daß sie liebt; nun ist es an uns, das heißt an
dem einen, den sie im Sinne trägt, sie von seiner Liebe zu
überzeugen. Vielleicht zweifelt sie an ihm, weil er nicht
schon vor der Erbschaft den Mut gehabt hat, seinem Herzen
zu folgen. Würste sie, wie ich mich darum quäle, meine

feige Klugheit verachte und verwünsche. Warum habe ich ihr nicht gezeigt, wie ich's von vornherein fühlte, daß sie die Schönste, die Beste, die Einzige ist! Du hattest es erraten, kleine Schwester, während ich zu leugnen suchte, ich Thor! Ach, ich bin ihrer nicht wert! Auch die anderen sind es nicht, keiner, keiner!

Elburg, den 9. März 1885.

Was fällt Dir ein, Kind! Weil ich bisher in elender Vernünftigkeit das Glück versäumte, soll ich es auch ferner thun, soll die Flinte ins Korn werfen und zusehen, wie andere die Krone des Lebens gewinnen? Nimmermehr! Nicht um eine Fußlänge sollen mir die Kameraden vorausseilen; jedes Recht, das sie sich anmaßen, habe auch ich zu beanspruchen, denn keiner von ihnen hat tieferes Verständnis für die Herrliche, keiner liebt sie wahrer, treuer, verrückter; keiner ist fester entschlossen, nur für sie zu leben. Natürlich wird jeder der anderen dasselbe behaupten; mögen sie doch! Seit gestern fürchte ich sie nicht mehr, seit gestern, als der Blick der schönen braunen Augen so lange und innig auf mir haftete. Der kleine Mzey war taktlos genug, sie zu fragen, wo ihre Gedanken wären. — „In Amerika,“ antwortete sie, indem sie ihm unwillig, errötend, den Rücken wendete. Und doch (das kann er nicht mehr verleugnen) hält er sich für bevorzugt. Armer Junge!

Elburg, 17. März 1885.

Du hast recht, die gute Kameradschaft hält nicht aus, wenigstens nur äußerlich; im Grunde sind wir rasend eifersüchtig und beobachten uns mit allem Grimm der Neben-

buhlerchaft. Daß Comtesse Hardy nichts davon merkt, wundert mich. Oder will sie's nur nicht merken? — Auch sie ist anders als bisher; weicher, träumerischer, dann wieder lustig wie sonst. — Ob ich noch immer siegesgewiß bin? Bija, bin ich das jemals gewesen? — Ich weiß nichts mehr davon; weiß nur, daß ich sie täglich, stündlich leidenschaftlicher, fabelhafter, rasender liebe.

Elburg, 4. April 1885.

Warum ich so lange nicht geschrieben habe? Verzeih', ich konnte nicht! Dem Heiligen auf dem Koste (wie hieß er doch?) konnte nicht schlechter zu Mute sein als mir. Zuweilen ein Aufatmen, ein Augenblick der Linderung, des Aufjauchzens und dann neue Qual des Zweifels, der Eifersucht, des Verlangens! Aber nun ist der Tag der Erlösung gekommen; morgen wird Comtesse Hardy mündig, und alles wird klar. Die Kameraden sind sämtlich entschlossen, d. h. von der Kobelgarde, der Angebeteten an diesem Tage Herz und Hand zu bieten. Eben waren sie hier, und es gab eine stürmische Verhandlung, denn keiner will dem andern den Vortritt lassen. Der kleine Mzey machte allen Ernstes den tollen Vorschlag einer Kollektiv-Liebeserklärung mit unseren fünf Unterschriften; ich bin fast aus der Haut gefahren. Warberg wünschte den Kommandirenden ins Vertrauen zu ziehen und seine Vermittelung zu erbitten; Brinken und der dicke Waltersdorf blieben dabei, daß jeder für sich selber sprechen und das Los über die Reihenfolge entscheiden müsse. Endlich ist mein Vorschlag angenommen; er lautet dahin, daß wir uns brieflich erklären und unsere fünf Briefe gleichzeitig überreichen, wenn wir morgen abend von

Comteſchen Abſchied nehmen. Nur die rechten, überzeugenden, bezwingenden Worte finden! — Mein Herz zittert wie meine Hand. Sobald etwas entſchieden iſt, ſchreibe ich Dir.

Elburg, Oſtermontag, 6. April 1835.

„Ha, ha, ha! wer lacht da?“ — Still, Oſterglocken läuten den Frühling ein, „nun muß ſich alles, alles wenden“. — Es hat ſich ſchon gewendet; höre nur:

Es war Geburtstags-Abend. Jeder von uns hatte beim Kommen dem andern mit einer Handbewegung nach der Bruſttaſche geſagt: da ruht meine Frage an das Schickſal! — Selbſtverſtändlich waren wir ſchon zur ſchicklichen Morgenſtunde mit unſeren Kohlkopf-Bouquets zur Gratulationscour erſchienen. Auch von anderen Seiten waren Blumenſpenden in Menge gekommen, aber die Geſeierete ſchien nicht in der rechten Feſtſtimmung zu ſein. Sie blieb unter den Alten am Theetiſch ſitzen, zwang uns dadurch, ebenfalls ſtand zu halten, und nahm an dem Geſpräch unverkennbar nur mit Anſtrengung teil. „Was fehlt Dir, Kind?“ fragte der Kommandierende, indem er vom Schachbrett aufſtand und hinter ihren Stuhl trat. „Nur ein Brief, lieber Onkel,“ flüſterte ſie, zu ihm aufſehend, aber ich ſaß neben ihr, verſtand die Worte und ſagte wieder unwillkürlich nach der Bruſttaſche. „Kann noch kommen!“ tröſtete Excellenz. Faſt in demſelben Augenblick ſchellte die Vorzimmerglocke; eine klangvolle Männerſtimme ſprach; Comteſſe Hardy fuhr auf, flog, während der Diener mit der Meldung: „Herr von Thüngen“ über die Schwelle trat, dem Kommenden entgegen; ein Jubelruf, der mir das Herz

zerriß, tönte von draußen herein, dann war alles ſtill. Die Commandeuſe erhob ſich, mehr Kakadu als je mit den unwilligen runden Augen und der hochgetürmten Spitzhaube. „Was geht da vor?“ murmelte ſie und wendete ſich dem Ausgange zu; da trat Comteſſe Hardy wieder ein am Arm eines blonden, wettergebräunten Rieſen. Ihre Wangen glühten, ihre Augen leuchteten; ſie war wie verklärt von Glück und Liebe. „Friedrich von Thüngen, mein Wetter,“ ſagte ſie, ihn der Tante zuführend. „Und Verlobter!“ fügte er hinzu, indem er ſich ſtolz verbeugte.

Willſt Du noch mehr hören, kleine Liſa? Soll ich's beſchreiben, wie ſie ihn zu uns brachte und ſagte: „Dies, lieber Friedrich, ſind die Getreuen meiner Kobelgarde; wie die Drachen haben ſie um mich her geſtanden und Dir Dein Eigentum behütet.“ Soll ich's ſchildern, wie wenig drachenhaft wir uns fühlten und benahmen, während er uns mit einer Wärme, der nicht zu widerſtehen war, dankend die Hand bot? Wie ſich alle Federn der Commandeuſe bei dem Gedanken ſträubten, daß Comteſchen um ihrer Herzensthorheit willen die Hälfte der Erbschaft verliert; wie vergnügt dagegen der Kommandierende die Hände rieb und verſicherte, ein Thüngen (vor allem der hier in Frage ſtehende) wäre unter Brüdern ſeine 50 000 Thaler wert, und wie glücklich Comteſchen dazu lachte? — Im Laufe des Abends erfuhren wir dann, daß die beiden im Hauſe der Großmutter mit einander geſpielt hatten, aus Kinderfreundschaft in Jugendliebe hineinwuchſen, ſich trennen mußten, weil ſie arm waren, aber ſich Treue gelobten und hielten. Daß er nach Amerika ging, um ſein Glück zu ſuchen, drei Jahre lang vergeblich zu ringen und zu

arbeiten hatte, im vierten endlich Boden unter den Füßen fühlte und hoffen durfte, die Geliebte nach kurzer Frist hinüberholen zu können. Dann aber ist die Erbschaft gekommen; sie hat ihn heimgesufen, und daheim wollen sie bleiben. Das kleine Waldgut am Harz, das ehemals seine Eltern besaßen, ist zu haben. Das werden sie kaufen, dort werden sie glücklich sein. Für die Jagdzeit sind wir Drachen von der Nobelgarde auf immer dahin eingeladen.

Ob wir es jemals über uns gewinnen, der Einladung zu folgen? — Il ne faut jurer de rien! Jedenfalls werde ich den Kopf oben zu halten suchen . . . werde Raision annehmen; thue das heute schon. Die Osterglocken läuten, kleine Lisa, der Frühling kommt, und unser Goethe sagt: „Jedem Herzen blüht im Lenze irgendwo ein neues Glück.“



Zwillingschwestern.

Novelle von Claire von Glümer.

I.

Die Turmuhr der Lindenburg schlug sieben; in demselben Augenblick begann die Glocke zum Herrschaftsfrühstück zu läuten, und kaum war der letzte Ton derselben verhallt, als die Frau vom Hause das Esszimmer betrat.

Der Freiherr von Linden, ein schlanker, vornehm aussehender Mann mit ergrauendem Haar und feinen Zügen, denen, um schön zu sein, nur der Ausdruck der Kraft fehlte, saß, mit der Posttasche beschäftigt, bereits am Tisch, er war an Ordnung gewöhnt; aber die Stühle der Töchter waren leer, und mit unwilliger Stimme fragte die Freifrau, als sie dem Gatten gegenüber Platz nahm:

„Wo die Mädchen nur wieder bleiben? . . . Diese Unpünktlichkeit ist unausstehlich!“

Er warf einen Seitenblick auf die Uhr: erst eine Minute über die bestimmte Zeit. Dennoch erlaubte er sich keine Widerrede, suchte jedoch den Gedanken der Gestrengen eine andere Richtung zu geben.

„Ein Brief für Dich aus Berlin,“ sagte er und schob

ihr ein duftendes Couvert zu, das über dem Namenszuge eine Grafenkrone trug.

Frau von Linden betrachtete die Handschrift.

„Ist's möglich . . . Annie Morp!“ rief sie erstaunt. öffnete den Brief und las:

„Liebe Freda!

Obwohl wir uns, seit Du verheiratet bist, also wohl seit fünfzehn bis sechzehn Jahren, weder gesehen, noch einander geschrieben haben, bist Du mir niemals ganz aus den Augen gekommen, denn Eure Gutsnachbarn, die Walderodens und Gribows, die den Winter in Berlin verleben, halten mich au courant über alles, was das Leben auf der Lindenburg betrifft. So weiß ich denn auch, daß Deine beiden Stieftöchter, trotz ihrer vielgepriesenen Schönheit und ihrer einundzwanzig Jahre, noch nicht verheiratet sind, — was um so beklagenswerter ist, da Du demnächst zwei eigene, weniger hübsche Töchter zu versorgen hast. Mimi Hochberg hat die Kinder, wie Du erfahren haben wirst, als sie kürzlich in Hannover war, in ihrer Pension aufgesucht und mir von ihnen erzählt. So hoffe ich denn Deinen Dank zu verdienen, wenn ich Dir zu Verheiratung der einen gefährlichen Stieftochter die Hand biete . . .“

Der Freiherr, der wie der treue Knecht Fridolin jede Miene der Gebieterin zu beachten pflegte, hatte gesehen, daß ihr farbloses Gesicht wie in Unwillen erröthete, gleich darauf aber erhellten sich die gespannten Züge, und nachdem sie einen flüchtigen Blick über den weiteren Inhalt des Briefblattes geworfen hatte, sagte sie:

„Ein Freier für eine Deiner Töchter, Carl Anton. Höre, was meine Cousine schreibt.“ Dann las sie ihm vor:

„Du erinnerst Dich, liebe Freda, daß meines Mannes Schwester mit dem älteren Stauffen, dem Majoratsherrn, verheiratet war. Beide sind tot und haben einen einzigen Sohn hinterlassen. Kurt von Stauffen ist häßlich, groß, vierchrötig und ein feltjamer Kauz. Obwohl er Dragoner-Offizier ist, hat er etwas Steifes, Zuckknöpftes, gilt aber für einen homme supérieur, hat eine brillante Carriere in Aussicht und ist sehr reich. — Daß ihm, auf Grund dieser Mérites, trotz seiner Wunderlichkeit, Mütter und Töchter nachstellen, brauche ich Dir nicht zu sagen. Bisher war jedoch alles erfolglos; den heftigsten Attacken, der beharrlichsten Belagerung gegenüber blieb er fest und kühl.

„Gestern aber kommt er zu mir, schweigsam und zerstreut wie immer, zerrt an seinem langen braunen Schnurrbart, während ich mich abmühe, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, sieht mich plötzlich durchdringend an und sagt:

„Gnädige Tante, ich wünsche mich zu verheiraten und bitte Sie, mir dazu behülflich zu sein.“

„Ich falle aus den Wolken, erkläre mich aber zu allem bereit und erfahre, daß sich mein guter Don Quixote in eine Photographie verliebt hat. Die kleine Gribow, die seit acht Wochen mit dem Rittmeister von Stein, einem Regimentskameraden meines Neffen, verheiratet ist, hat diesem die Bilder ihrer Brautführer und Brautjungfern gezeigt und darunter:

„Ein junges Mädchen, liebe Tante, ein wirkliches junges Mädchen, keines Eurer wohlbedressierten Dämchen, die nach der Schablone lächeln und sprechen, denken und fühlen . . . hier ist alles kindlich-sinnige Natur . . .!“

„So ging das eine ganze Weile fort, ehe ich nur im

stande war, die kleine Frage einzuschalten: „Wer ist sie denn aber?“ und zur Antwort erhielt: „Ein Fräulein von Linden.“

„Sich näher zu erkundigen, hatte er nicht gewagt — gewagt, ein Dragoner-Rittmeister! Aber da unter dem Bilde „J. von Linden“ gestanden, konnte ich ihm sagen, daß die Erwählte seines Herzens Isabelle heißt. Er, der sonst nur das Einfache liebt, war sofort für den anspruchslosen Namen begeistert, erinnerte sich auch, obwohl er gewöhnlich für Verwandtschafts-Verhältnisse weder Interesse noch Gedächtnis hat, daß ich mit Dir verwandt bin, beschwor mich, ihm alles zu sagen, was ich von Isabelle weiß — es ist leider nur wenig; er verzweifelte an der Möglichkeit, dies „Götterkind“ zu erringen, wollte im nächsten Augenblick ohne Weiteres um sie anhalten, kurz, er hat völlig den Kopf verloren, und daß er nicht in den nächsten Tagen auf der Lindenburg erscheint, hast Du nur meinem Einfluß, das heißt dem Versprechen zu verdanken, ihn mit Isabelle zusammen zu bringen und seine Wünsche nach Kräften zu unterstützen.

„Die Sache wird sich ganz einfach machen lassen. In acht Tagen gehe ich nach Scheveningen, nehme Isabelle mit — vorausgesetzt, daß Ihr, Du und der Freiherr, einverstanden seid, und Herz und Hand des jungen Mädchens wirklich noch frei sind. Kurt folgt uns; die jungen Leute haben Zeit und Gelegenheit, sich kennen zu lernen, und können, wenn sie sich nicht finden sollten, ohne Gelat auseinandergehen.

„Von Stauffens Seite, das laß mich wiederholen, ist ein Zurückziehen keinesfalls zu fürchten . . . aber junge

Mädchen sind so unberechenbar! . . . Da Isabelle von Dir erzogen ist, hoffe ich übrigens, daß sie zu verständlich sein wird, eine so gute, ich darf wohl sagen, glänzende Partie auszuschlagen . . .“ So, das weitere sind nur noch Reisevorschlüge und die Bitte um schnelle Antwort.“

Der Freiherr strich mit ratloser Miene über das spärliche graublonde Haar.

„Was meinst Du zu dem Vorschlage, liebe Freda?“ fragte er, während sie das Blatt zusammensaltete.

„Daß Isabelle reisen muß, natürlich,“ antwortete sie, indem sie die kleine, gedrungene Gestalt hoch aufrichtete.

„Isabelle?“ wiederholte er. „Aber sie war ja nicht bei Ely Gribows Hochzeit, hatte sich den Fuß verstaucht. Herr von Stauffen hat Heloisens Bild gesehen.“

Die Freifrau zog die Brauen zusammen. Wie unvorsichtig, daß sie den Brief vorgelesen hatte! In ihrem Willen ließ sie sich indessen nicht beirren.

„Was liegt daran?“ antwortete sie in scharfem Ton.

„Herr von Stauffen erwartet Isabelle — Heloisens Schuld, die darauf besteht, sich noch immer wie als lallendes Rind Isti zu nennen — natürlich nur, um denselben Anfangsbuchstaben zu haben wie die Schwester . . .“

„Das braucht Herrn von Stauffen doch nur erklärt zu werden,“ meinte der Freiherr.

„Gewiß,“ fiel ihm seine Frau ins Wort; „aber da sich die Zwillingsschwestern frappant ähnlich sehen und für Heloise ein anderer Freier vorhanden ist, wird Isabelle nach Scheveningen gehen. . .“

„Ein Freier für Heloise?“ rief der Freiherr. „Wer denn?“

„Heinz Wartenberg.“

„Liebe Freda, den nimmst sie nicht!“

Sie zuckte die Achseln.

„Das wird sich finden,“ sagte sie; „ein Mädchen ohne Mitgift . . .“ plötzlich brach sie ab, denn die Thür wurde geöffnet, und die Zwillingsschwester traten ein — zwei zum Verwechseln ähnliche, anmutige Erscheinungen. Dieselbe hohe, schlanke Gestalt, dasselbe lichtblonde Lockenhaar, dieselben tiefblauen Augen, dieselben reinen feinen Züge.

Sie sowohl wie der Vater warfen einen ängstlichen Blick auf die Uhr — sie kamen volle zehn Minuten zu spät; dann wünschten beide kleinlaut „guten Morgen“, setzten sich, während ihnen der Vater schüchtern zunichte, an den Tisch, und Heloise ermannte sich zu einer Entschuldigung. Sie hätten die kranken Kinder des Schäfers beaufsichtigt, während die Mutter in die Apotheke gelaufen wäre, sagte sie.

„Schon gut!“ antwortete die Freifrau, und ihr Ton war noch herber, als wenn sie mit dem Gatten sprach; dann fügte sie, zu Isabelle gewendet, in milderem Tone hinzu: „Eine Freudenbotschaft für Dich, Isabelle, meine Cousine, Gräfin Altorp, deren Tochter vergangenen Winter geheiratet hat, geht auf vier bis fünf Wochen nach Schweningen; sie reißt nicht gern allein und ladet Dich ein, sie zu begleiten.“

Erschreckt hatten sich die Schwestern angesehen. So lange sie denken konnten, waren sie nie auch nur vierundzwanzig Stunden getrennt gewesen — dann blickten sie auf den Vater; aber dieser rührte emsig seinen Kaffee und hob die Augen nicht auf, während seine Frau Isabelle ermahnte, sich des unverdienten Glückes wert zu zeigen, das ihr durch

die Einladung der liebenswürdigen, in den besten Kreisen lebenden Frau zu teil geworden sei.

„Ich würde viel, viel lieber hier bleiben,“ stammelte Isabelle; Heloise faßte ihre Hand.

„Wenn es Dir zu schwer wird, will ich gehen,“ flüsterte sie der Schwester zu, aber so leise sie gesprochen hatte, den scharfen Ohren der Freifrau war es nicht entgangen.

„Unsinn!“ sagte sie; „Isabelle ist eingeladen und wird gehen . . . Keine Sentimentalitäten, wenn ich bitten darf!“ fügte sie hinzu, als sie sah, daß sich die Augen der Schwestern mit Thränen füllten. „In wenigen Wochen seht Ihr Euch wieder, und überdies ist es endlich Zeit, Euch daran zu gewöhnen, nicht nur Euren Vergnügen zu leben, sondern auch Pflichten zu erfüllen.“



II.

Damit war die Sache abgemacht. Wenn seine Frau in diesem Tone sprach, erlaubte sich Herr von Linden keinen Einwand, und sie selbst war — wenn es sich um ihre eigenen Entschlüsse handelte — so fest von der Wahrheit des französischen Sprichworts: „Frauen Wille — Gottes Wille“ überzeugt, daß sie sich niemals durch Bitten oder Vorstellungen umstimmen ließ.

In diesem Bewußtsein war ihr Selbstgefühl mächtig erstarkt; der Erfolg hatte ihr recht gegeben; ihr Weg, ihre Anschauungen waren die einzig richtigen; wenn ihre Stieftöchter das nicht einsahen, blieb nichts anderes übrig, als sie zu dem zu zwingen, was ihnen gut war. Isabelle, die mit dem Außern der Mutter des Vaters weiches, leicht bestimmbares Wesen verband, hätte sich wahrscheinlich, wie

er, unter das Joch der herrschgewaltigen Frau gebeugt, wäre sie nicht noch mehr von Heloise beeinflusst gewesen. Diese, ganz ihrer Mutter Kind, ebenso leidenschaftlich und beharrlich in Liebe wie in Abneigung, hatte bei dem ersten Blick, den ihre fragenden Kinderaugen in die kalten, klugen Augen der neuen Mutter gethan, ein instinktives Widerstreben gegen sie gefühlt, das mit den Jahren immer stärker wurde und sie unablässig zur Opposition trieb. Als Freda den Kindern die geliebten Märchenbücher nahm, erzählte Heloise der Schwester stundenlang, was sie daraus behalten hatte, und wenn später Isabelle in Gefahr kam, sich durch die kühlen, nüchternen Anschauungen der Mutter in ihren Impulsen heirren zu lassen, verteidigte Heloise die Rechte des Herzens mit Feuer und Schwert.

Auch gegen die äußerliche, puritanisch strenge Gestaltung ihres Lebens lehnte sie sich auf, verletzte die heiligen Gesetze der Hausordnung, um einen Sonnenuntergang zu bewundern, ein weinendes Kind zu trösten; ließ sich durch Mond und Sterne in den Garten locken und zog die Schwester mit, wenn sie zu Bett gehen sollten, oder las ihr bis tief in die Nacht aus den Büchern der verstorbenen Mutter vor, die sie in einer Kumpelkammer gefunden hatte — Lenaus und Chamisso's Gedichte, den „Lezten Ritter“ von Anastasius Grün, Zedlitz' „Totenkranze“, Rückert's „Liebesfrühling“. — In die kahlen Zimmer, auf den ärmlich servierten Tisch stellte sie Blumensträuße, gab dem eigenen Stübchen durch alles Gerät, das sie aus der Verbannung herborgeholt, und durch zierliche Handarbeiten ein trauliches Ansehen und wußte ihren und der Schwester quäkerhaft-einfachen Anzug durch eine Blume, eine Schleife

zu heben. „Ein eitles, oberflächliches Geschöpf ohne Ernst und Pflichtgefühl“, lautete das Urtheil der Stiefmutter über sie, und es schien derselben notwendig, den Neigungen des jungen Mädchens so viel wie möglich entgegenzutreten.

Heloisens Verweiser wurde getadelt, was sie interessierte oder erwärmte, wurde bespöttelt, ihre Urtheile und Anschauungen wurden kindisch oder überspannt gefunden. Wenn sie nach Lust und Bewegung verlangte, gab es plötzlich im Hause oder an der Nähmaschine etwas zu thun; wollte sie lesen, so war im Dorfe etwas zu bestellen; wünschte sie den alten Pfarrer, ihren ehemaligen Lehrer, zu besuchen, so mußte sie statt dessen einen notwendigen Besuch in der Nachbarschaft machen — ihr Zusammenleben mit der Stiefmutter war ein beständiger stiller Kampf, in dem sie von Tag zu Tag, äußerlich wenigstens, besiegt wurde.

Lange hatte Freda versucht, die Trennung der Zwillingsschwestern herbeizuführen — es war ihr bisher nicht gelungen. Vergebens hatte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe Isabelle an sich zu ziehen oder Heloise durch ungerechte Begünstigung der Schwester gegen diese zu verstimmen gesucht — ihre Zärtlichkeit für einander blieb immer dieselbe. Und als die Freifrau unter dem Vorwande, daß der zarteren Isabelle die Landluft unentbehrlich sei, Heloise allein nach Hannover in Pension geschickt hatte, war die arme kleine Isa so krank geworden, daß ihre geliebte Isi sofort zurückkommen mußte.

Seitdem waren Jahre vergangen; auch Isabelle hatte sich in voller Jugendkraft entwickelt; für ihre Gesundheit war, wie die Freifrau spöttisch versicherte, von etwas Herzweh nichts mehr zu fürchten, und da es leider nicht anging,

daß sich die Töchter der protestantischen Lindenburger mit einander ins Kloster sperrten, und ebenjowenig die nötigen Mittel vorhanden waren, sie für die beneidenäwerte Position von Erbtanten auszurüsten, so blieb nichts anderes übrig, als sich in das unvermeidliche Scheiden zu fügen.

Seufzend gab ihr der Freiherr recht und war den Töchtern von Herzen dankbar, daß sie ihm nicht mit fruchtlosen Klagen und Bitten beschwerlich fielen. — Sie wußten nur zu gut, daß sie nichts damit erreichen würden, und sprachen sich gegenseitig Mut ein, während Heloisens geschickte Hände mit Nähnaedel und Nähmaschine eifrig bemüht waren, Isabellens Reiseausstattung zu vervollständigen.

Und dann kam der gefürchtete Tag, die schwere Abschiedsstunde. Weinend hielten sich die Schwestern umfaßt, bis die Freifrau, ungeduldig zum Ausbruch mahnend, Isabelle halb mit Gewalt in den Wagen schob, eilig nachstieg und dem Kutscher befahl, fortzufahren. Heloisens Begleitung nach der Eisenbahn hatte sie sich verboten — beherrschten konnten sich die Mädchen einmal nicht, und Bühnenszenen auf Bahnhöfen waren zu sehr mauvais genre.

Am Abend des zweiten Tages — Heloise hatte die Zeit in dumpfer Qual verlebt — kam die Freifrau zurück! Sie war in bester Laune; Gräfin Altorp, die über Hannover gereist war, um Isabelle in Empfang zu nehmen, hatte Freba wiederholt versichert, daß Isabellens einfach ammutiges Wesen Kurt Stauffen vollends bezaubern werde; dann hatte sie die eigenen Töchter besucht, sie weniger ungeschön gefunden, als sie nach den Berichten der Cousine Mimi erwarten mußte, und sah nun in froher Zuversicht der Weiterentwicklung der Dinge entgegen.

Alles ging nach Wunsch; Isabellens Briefe, auch die an Heloise, verrieten mehr und mehr, daß sie sich in ihrem neuen Leben, ihrer neuen Umgebung wohl fühlte. Gräfin Altorp war eine „reizende“ Frau; sie sowohl wie ihre Bekannten, auch lauter „reizende Menschen“ — sie hatte eine Menge derselben in Scheveningen getroffen — überschütteten das junge Mädchen mit Freundlichkeiten aller Art. Täglich wurden „himmlische“ Strand-Spaziergänge, „himmlische“ Meerfahrten gemacht; die Bälle im Kurhause übertrafen alles, was sich Isas Phantasie jemals von Pracht und Herrlichkeit vorgestellt hatte. Auch zu Wagen wurden Ausflüge unternommen, durch schattige Alleen, an stillen Kanälen entlang, nach Dörfern, in denen alles glänzte, als ob es eben aus einer Spielzeugschachtel genommen wäre, oder nach dem Haag, wo es so schöne Schlösser, so viele Bilder gab, über die Herr von Stauffen, ein Kesse der Gräfin Altorp, der fast immer mit ihnen zusammen war, so viel Interessantes zu erzählen wußte. Heloise hätte auf diesen Herrn von Stauffen, dessen Name in jedem Briefe so und so oft vorkam, eifersüchtig werden können, wäre Isa nicht bei allem Schönen, wovon sie berichtete, in heiße Klagen ausgebrochen, daß sie es ohne die Schwester genießen müsse, und hätte sie nicht, wie auch Heloise that, wieder und wieder mit sehnsüchtiger Ungeduld berechnet, wie viele Tage noch vergehen mußten, ehe sie ihre teure, einzige Ist wieder sah.

Aber je mehr sich diese Frist verkürzte, um so schwerer empfand Heloise die Verpönsung, um so langsamer schlichen die Stunden dahin — der lange Sommertag schien nicht enden zu wollen. Eines Morgens — „noch fünf Tage!“ hatte sie sich beim Erwachen gesagt — fand sie

im nächsten Augenblick lag Isabelle lachend und weinend in ihren Armen.

Über sie faßte sich schnell, richtete sich auf, strich das blonde Lockenhaar von den Schläfen und sagte, halb neckisch, halb schmollend:

„Du Böse, Böse, mir nicht einen Schritt entgegenzukommen . . . nun aber schnell, schnell, meinen Kurt zu begrüßen!“

Heloïse ließ sich fortziehen; sprechen konnte sie nicht. Trotz aller Herzlichkeit war etwas Fremdes in Isabellens Wesen — stand etwas zwischen ihnen — jener Mann, den Heloïse in wenigen Augenblicken freundlich bewillkommen sollte.

Schweigend gingen sie die Treppe hinunter; Isabelle schien die schmerzliche Bewegung der Schwester nicht zu bemerken; Herz und Gedanken waren von ihrem Kurt erfüllt.

In der Wohnstube, das sah Heloïse mit schnellem Blick, war er nicht; nur die Gräfin Altorp, eine große, stattliche, sehr elegante Frau, mit einem leeren Lächeln, das dem jungen Mädchen unangenehm war, saß neben der Mutter auf dem Sofa.

Heloïse wurde ihr vorgestellt, mit freundlichen Worten begrüßt und dabei mit scharfem Blick gemustert; aber das beachtete sie kaum, dann aber trat, von dem Freiherrn begleitet, ein großer, breitschultriger Mann ins Zimmer.

Isabelle flog ihm entgegen und führte ihn der Schwester zu:

„Das ist er,“ sagte sie mit strahlendem Gesicht, während er ohne Weiteres Heloïsens Hand ergriff und festhielt.

Auch er schien ihre ganze Erscheinung mit einem

Blick zu umfassen, und trotz der Wärme und Güte, die aus den blaugrauen Augen strahlte, schauerte sie in sich zusammen.

„Wirklich zum Verwechseln ähnlich,“ sagte er mit tiefer, wohl lautender Stimme, und nach einer kurzen Pause, in welcher er ihr in die Augen gesehen hatte, fügte er hinzu: „Und doch ganz anders als die Schwester . . .“

Isabelle faßte seinen Arm.

„Du willst mich necken!“ rief sie. „Aber warte nur, ich werde mich rächen, mich ebenso anziehen wie Heloïse, so daß Du uns nicht mehr unterscheiden kannst.“

Heloïse hatte ihm stumm die Hand entzogen, die er noch immer festhielt; sie verstand, daß er eine innerliche Verschiedenheit meinte; was konnte dieser Mann von ihr wissen?

Stumm wie sie, aber mit einem Lächeln, das sein unschönes Gesicht geradezu verklärte, sah er auf das holde Köpfchen nieder, das sich an seine Schulter schmiegte, und die Art und Weise, wie er seine Hand für einen Augenblick auf dem blonden Lockenhaar ruhen ließ, sagte deutlich wie mit Worten: „Ich sehe nur Dich!“ Heloïse wendete sich ab — es gab ihr einen Stich ins Herz, einen Mann in dieser Weise mit ihrer Isabelle verkehren zu sehen.

Und doch, so weh es ihr that, sie mußte die beiden beständig im Auge behalten, beim Abendessen sowohl, wie später im Garten, wo die ganze Gesellschaft im Mondschein auf der Terrasse saß, das Brautpaar etwas abseits von der Gruppe der übrigen, deren Mittelpunkt die lebhaft erzählende Gräfin Altorp war. Umsonst suchte Heloïse den Worten der Dame zu folgen, sie hörte nur das Flüstern

der Liebenden, und wie von magnetischer Gewalt gezwungen, sah sie immer von neuem zu ihnen hinüber, um sich erschreckend wieder abzuwenden, denn jedesmal begegnete sie dem Blick des Mannes, der sich so plötzlich, so störend in ihr Leben eingedrängt hatte. Mit einem Gefühl, das, wie sie fürchtete, dem Haß verwandt war, sagte sie ihm gute Nacht, als sich die Gesellschaft endlich trennte, und ging zagenden Herzens dem langersehnten Alleinsein mit Isabelle entgegen.

Sie hatte sich umsonst gefürchtet; Isabelle war zu sehr von ihrem Glück erfüllt, um wie sonst mit zu empfinden, was in der Schwester vorging. Während sie sich, wie in guter alter Zeit, bei offener Thür zum Schlafengehen vorbereitete, das schöne Haar löste und in zwei Zöpfe zusammenflocht, kam sie immer wieder in das Stübchen der Schwester, ihr einen Kuß zu geben und ihr zu sagen, wie glücklich es sie mache, mit ihr von dem „besten Manne der Welt“ sprechen zu können.

„Begreifst Du, daß es Menschen giebt, die ihn häßlich und sogar unliebenswürdig finden?“ fragte sie, und die großen blauen Kinderaugen sprühten vor Unwillen. „Vornehmer als er — das muß jeder zugeben — sieht kein anderer aus, und er ist nicht nur klüger, er ist auch gütiger als alle, alle . . . zart sinniger, großherziger . . .“

So ging es weiter, und Heloise nickte zu allem — die selbige Zuversicht der Schwester zu stören, kam ihr wie Unrecht vor. Sie widersprach auch nicht, als Isabelle versicherte, daß nun alles, was sie beide von der Zukunft ersehnt und geträumt, in Erfüllung gehen werde.

„Gesagt habe ich's ihm schon, daß ich ohne meine Si-

nicht leben kann,“ fügte sie hinzu; „Du bist immer, immer bei uns . . . in Berlin, auf Stauffeneck . . . und ihn wirst Du ebenso lieb haben wie mich . . . nicht wahr, Du hast ihn jetzt schon lieb?“

Das zu bejahen, war Heloise nicht im Stande.

„Wir dürfen über schöne Zukunftsträume die Gegenwart nicht vergessen,“ sagte sie ausweichend. „Du bist reisemüde, mußt schlafen, um morgen wieder frisch und rosig zu sein . . . Auch ich bin sehr müde . . . gute Nacht, mein Liebling!“

Dabei machte sie sich mit sanfter Gewalt von der Schwester los, die auf ihrem Bettrande saß und ihre Hand in beiden Händen hielt. Schmolend gehorchte Isabelle; wie war es möglich, jetzt an Schlaf zu denken . . . Die ganze Nacht hätte sie von ihm erzählen mögen!

Dennoch verrieten ihre regelmäßigen Atemzüge nach wenigen Minuten schon, daß sie eingeschlafen war, während Heloise mit klopfendem Herzen und fiebernden Pulsen Stunde auf Stunde durchwachte. Auch sie wußte nicht, wie sie es ertragen sollte, ohne Isa zu leben. So lange sie zurückdenken konnte, hatten sie — bis auf die kurze Pensionszeit und diese unglückselige Reise nach Scheveningen — jede Tag- und Nachtstunde gemeinsam verlebt, miteinander geweint und gelacht, miteinander die Härten der Stiefmutter und die Schwäche des Vaters ertragen, waren miteinander aus Kinderspielen in Jugendträume hineingewachsen und immer ein Herz und eine Seele gewesen, bis dieser Mann zwischen sie trat und Isabelle an sich riß. Wenn sie sich früher nach Mädchenweise ihre Zukunft ausmalten, hatten sie wohl auch daran gedacht, daß eine von ihnen heiraten und die andere mit

Ihr gehen würde. Aber der Mann blieb dabei gleichsam Nebensache; ein ungetrübtes Zusammensein, frei von dem Zwange, der in der Lindenburg auf ihnen lastete, war das Ziel ihrer kindischen Wünsche gewesen . . . und nun? . . . Nun war Heloise verdrängt durch einen Mann, gegen den sie eine tiefe Abneigung fühlte. In seinem Hause zu leben, von ihm geduldet — denn er teilte ihre Antipathie, das wußte sie nur zu gewiß — war ebenso unmöglich, wie Isa zu sagen: „Ich will nicht bei Dir sein!“

Und war es nicht ein Unrecht gegen Isa, gegen Stauffen und sich selbst, wenn sie einem unklaren, durch nichts begründeten Gefühl bestimmenden Einfluß auf ihr Leben einräumte, das von dem Leben und Glück der Schwester — wie Isabelle eben noch in lieben, warmen Worten versichert hatte — nicht getrennt werden konnte? Durfte sie jetzt schon über Stauffen urteilen, den sie nur wenige Stunden gesehen und kaum gesprochen hatte? Vielleicht lag ihrer Mißempfindung gegen ihn eine unbewusste Eifersucht zu Grunde; sie errötete vor sich selbst bei dem Gedanken und flehte zu Gott, ihr beizustehen, die unselige Regung zu bestegen.

Der Morgen graute, als auch sie endlich einschlief. Sie erwachte spät und kam mit blassen Wangen und ernsten, müden Augen zum Frühstückstisch, an dem die übrigen schon versammelt waren. Aber außer Stauffen, der ihr einen forschenden Blick zuwarf, schien niemand ihr Aussehen zu beachten.

Isabelle war frisch und fröhlich.

„Verzeih“, daß ich mich ohne Gutenmorgen fortgeschlichen habe,“ flüsterte sie der Schwester zu; „Du schliefst

so fest, und Kurt ging, wie ich beim ersten Blick aus dem Fenster sah, in der Lindenallee auf und nieder . . .“

Lauflos hörte Heloise zu und konnte nur schwer einen Seufzer unterdrücken. Kurt und immer Kurt! Es war schwer, sich darein zu finden. In Gedanken versunken trank sie ihren Kaffee, ohne dem Gespräch der anderen zu folgen, bis sie die Gräfin Altorp sagen hörte:

„Ja, liebe Freda, daran mußt Du Dich gewöhnen, in allem, was Sitte und Herkommen betrifft, ist mon cher neveu ein Wilder, ein Barbar, ein Reher. . . Glaubst Du wohl, daß er daran gedacht hätte, die Familiendiamanten für sein Bräutchen neu fassen zu lassen? . . . Ich habe ihn erst darauf bringen müssen.“

„Ach, es war nicht Dein eigener Einfall?!“ rief Isabelle, und ein Schatten flog über das sonnige Gesicht. Heloise legte die Hand auf ihren Arm.

„Freue Dich doch, Du gefällst ihm so sehr, daß er vergißt, Dich zu schmücken,“ jagte sie leise. Stauffen, der an Isabellens anderer Seite saß, hatte sie verstanden.

„Ja, liebe Heloise, das ist die richtige Erklärung, ich danke Ihnen!“ antwortete er. Aber so freundlich sein Blick dabei war, Heloise fühlte sich davon durchschauert, schlug die Augen nieder, ließ das Gespräch fallen und widmete sich, sobald das Frühstück vorüber war, allerlei häuslichen Pflichten. Das Zusammensein mit dem Brautpaar ging — allen Borzügen zum Troz — fast über ihre Kräfte.

Gegen Mittag, als sie im Eßzimmer beschäftigt war, eine Fruchtschale für die Tafel zu ordnen, hörte sie Stauffens Schritte hinter sich. Er kam geradewegs auf sie zu, zog einen Stuhl heran und setzte sich an ihre Seite.

„Sie weichen mir aus,“ begann er mit seiner tiefen, warmen Stimme. „Zürnen Sie mir, weil ich Ihnen die Schwester nahm . . .?“

Sie sah flüchtig zu ihm auf; er schien so ernst und bewegt, daß sie plötzlich Vertrauen faßte.

„Es thut mir weh,“ antwortete sie; „ich weiß, das ist Egoismus . . .“

„Wenn Sie das fühlen, werden Sie es überwinden!“ sagte er. „Ich glaube, daß Sie ein tapferes Herz haben, und was ich thun kann, Ihnen die Aufgabe zu erleichtern . . .“

„Machen Sie Isabelle glücklich,“ fiel Heloise ein, „das wird mir am besten helfen.“

Er schwieg einen Augenblick, dann sagte er leise, mit bewegter Stimme:

„Glauben Sie, Heloise — Sie kennen Isabelle bis ins Innerste der Seele — glauben Sie, daß ich dazu im stande bin? . . . Ich komme mir neben ihrem sonnigen, jugendfrischen Wesen oft so alt vor . . . fürchte, daß sie mich nicht verstehen kann . . .“

Heloise schüttelte den Kopf.

„Isabelle hat Sie von Herzen lieb,“ antwortete sie; „und wo Liebe ist, muß auch Verständnis sein . . . aber auch Zuversicht, sollte ich meinen.“

Er bot ihr die Hand.

„Sie finden immer das rechte Wort,“ jagte er. „Was aber meinen Mangel an Zuversicht betrifft, so liegt darin kein Mißtrauen gegen Isabelle, nur ein Zweifel an mir selbst . . . an meiner Berechtigung, dies junge Leben an mich zu fesseln. — Lassen Sie mich alles sagen: mein Interesse — nein, das ist nicht das Richtige — meine

Leidenenschaft für das süße Geschöpf erwachte, als ich zufällig ihr Bild sah. Ich erfuhr ihren Namen, bat Tante Altorp, mir zu ihrer Bekanntschaft behilflich zu sein. Sie kam . . . aber das Bild hatte mich mit ernsteren Augen angesehen; ich zauderte, mich zu erklären; sie ist so viel jünger als ihre Jahre, erwartet anderes vom Leben, als ich ihr bieten kann . . . und doch, der Zauber war zu mächtig; ich konnte mein Gefühl nicht verbergen, und als ich ahnte und Tante Altorp mir die Versicherung gab, daß es erwidert werde . . .“

„Wovon spricht Ihr denn so eifrig?“ fragte eine fröhliche Stimme. Isabelle war unbemerkt herangekommen und sah mit hellen Augen auf sie nieder.

Stauffen faßte ihre Hand.

„Ich habe Deiner Schwester erzählt, was ich Dir noch nicht zu gestehen wagte,“ antwortete er. „Es paßt so gar nicht zu mir . . . aber, bitte, lache mich nicht aus: ich habe mich auf den ersten Blick in Dein Bild verliebt.“

„Mein Bild?“ wiederholte sie. „Wo hast Du das gesehen?“

„Im Album der jungen Frau von Stein . . . unter ihren Brautjungfern.“

Mit großen Augen, halb erschreckt, halb erstaunt, sah Isabelle zu ihm nieder; Heloise, die noch bleicher geworden war als bisher, machte eine abwehrende Bewegung. Isa beachtete sie nicht.

„Das war nicht mein Bild,“ sagte sie mit zuckenden Lippen, „das war Heloise!“ Dabei traten ihr Thränen ins Auge, aber im nächsten Augenblick hatte der Troststimm die Herrschaft wiedergewonnen.

„Willst Du vielleicht tauschen?“ fragte sie neckisch.

Stauffen war aufgestanden; stumm wie gestern drückte er ihr Köpfchen an seine Brust; sein Gesicht war wie versteinert. Als Isabelle sich von ihm losmachte, war sie mit ihm allein; Heloise hatte sich lautlos entfernt.

Zwei Tage später, als Gräfin Altorp vor dem Abendthee in ihrem Zimmer war, wurde angeklopft, und auf ihr „Herein!“ erschien die Freifrau.

„Ich habe ein Wort mit Dir allein zu sprechen, brauche Deinen Rat, Deine Hilfe,“ sagte sie, indem sie sich der Gräfin gegenüber ans Fenster setzte. „Vor allem möchte ich wissen, was Du von Stauffens verändertem Wesen denkst?“

„Daraus darfst Du Dir nichts machen,“ antwortete die Gräfin. „Monseigneur hat seine Launen, das schrieib ich Dir schon . . .“

„Nein, Annie, das ist mehr als Laune,“ fiel die Freifrau ein. „Hast Du denn nicht bemerkt, wie er aussteht? Geradezu verstört. Oft scheint er völlig zu vergessen, daß er unter Menschen ist, starrt vor sich hin, fährt plötzlich wieder auf und giebt die verkehrtesten Antworten. Wenn Isabelle nicht so unbefangen aussähe, würde ich glauben, es wäre etwas zwischen ihnen vorgefallen.“

„Wo denkst Du hin?“ rief die Gräfin. „Isabelle ist liebevoll gegen ihn wie immer und er verliebt sich ja . . . er läßt sie ja kaum aus den Augen . . .“

„Sieht dabei aber tief unglücklich aus,“ fiel die Freifrau ein; die Gräfin zuckte die Achseln.

„Wahrscheinlich ist er einmal wieder auf die Idee gekommen, des Feenkindes unwürdig zu sein,“ sagte sie. „Ich habe das schon in Scheveningen mit ihm durchgemacht. Ohne mein Zutun hätte er schwerlich den Mut gefaßt,

um Isabelle zu werben; wenn man ihm einredete, daß er sie nicht glücklich machen kann, so träte er jetzt noch zurück, und wenn ihm dabei das Herz bräche.“

Die Freifrau wechselte die Farbe.

„Wenn das nur nicht geschehen ist,“ jagte sie nachdenklich. „Heloise in ihrer überspannten Sentimentalität und tollen Eiferjucht auf die Schwester wäre dazu imstande . . . Ja, ja,“ fügte sie nach einer Pause hinzu, „das wird es sein . . . Hast Du nicht bemerkt, wie seltsam die beiden — ich meine Stauffen und Heloise — mit einander verkehren? . . . Stumm, unfreundlich, man könnte beinahe sagen, feindselig gehen sie aneinander vorüber.“

Gräfin Annie nickte vor sich hin.

„Du kannst recht haben,“ jagte sie; „wahrscheinlich hat er Heloise in seiner heftigen Weise zurückgewiesen, darüber zürnt sie ihm; er aber kann sich von dem Eindruck ihrer Insinuationen nicht frei machen, fürchtet vielleicht auch ihren Einfluß auf die Schwester . . . Gewiß, so ist es . . . darum ist er so verstimmt und kam gestern auf den verrückten Einfall, sich womöglich heute mit Isabelle trauen zu lassen und mit ihr in die weite Welt zu gehen . . .“

„Etwas Ähnliches hat er vor einer halben Stunde auch zu mir und Linden gesagt,“ erwiderte die Freifrau. „Bon Aussteuer dürfe nicht die Rede sein; Stauffenock wäre mit allem Notwendigen vollgeproppft, überdies gingen sie für längere Zeit auf Reisen, und wenn sie nach Berlin zurückkämen, würden sie sich zusammen ein Nest bauen. Natürlich habe ich mich gegen die Unziemlichkeit der sofortigen Trauung gesträubt, aber zugeben müssen, daß in sechs Wochen, und zwar in aller Stille geheiratet wird.“

Darüber wollte ich eben mit Dir sprechen. Wir machen kein Haus . . . unsere Mittel erlauben es nicht . . . aber zu Isabellens Verlobung wollte ich einen Ball geben . . ."

"Das wäre vom Übel, Stauffen tanzt nicht," fiel die Gräfin ein; die Freifrau machte eine Gebärde der Ungeduld.

"Nicht nur seinetwillen," sagte sie, "sondern um Heinz Wartenberg — Du weißt, seine Mutter war meines Schwagers erste Frau — Gelegenheit zu geben, sich endlich zu erklären. Er interessiert sich für Heloise und ist, seit er seinen Dank beerbt hat, eine gute Partie."

"Und nun meinst Du, ich sollte Stauffen umstimmen?" fragte Gräfin Annie. "Das wäre verlorene Liebesmüh' — Festlichkeiten sind ihm ein Greuel, umsomehr, wenn er selbst eine Rolle dabei spielen soll . . ."

"Und doch wird er sich nolens volens dazu verstehen müssen!" rief die Freifrau mit dem ihr eigenen, entschlossenen Ausblick. "Höre meinen Plan und meine Bitte: Statt übermorgen abzureisen, bleibst Du bis Montag; Sonntag gebe ich Dir zu Ehren ein Diner, es ist so natürlich, daß ich Dich mit Walderodens und Gribows zusammenbringe, auch die übrigen Gutsnachbarn — Heinz Wartenberg ist glücklicherweise in Badendorf, — die Beamten und Offiziere der Kreisstadt werden eingeladen — die junge Welt tanzt im oberen Saale, und wenn mir das Glück nur einigermaßen günstig ist, können unsere Gäste denselben Abend einem zweiten Brautpaar gratulieren. Einverstanden, liebe Annie?"

Die Gräfin nickte zustimmend.

"Natürlich!" antwortete sie; "Du weißt ja, ich bin kein Spielverderber . . . Überdies kann ich nicht leugnen, daß es mich köstlich amüsiert, Herrn Segrimm diese ver-

kappte Verlobungsfeier aufzuzwingen. — Wer war es nur, der gesagt hat: wenn sich zwei kluge Frauen zusammenthäten, könnten sie die Welt regieren?"

"Wenigstens das eigene Haus und junge, rebellische Herzen," sagte die Freifrau und lächelte siegesgewiß.

IV.

Das Sonntags-Diner, zu dem sich alle Geladenen voll Neugier eingefunden hatten, nahm den üblichen Verlauf; man gratulierte, brachte Trinksprüche aus und machte die widersprechendsten Bemerkungen über den Bräutigam. Isabelle, die nur das Lob des geliebten Mannes zu hören bekam, strahlte vor Entzücken.

Auch Heloise plauderte und lachte, aber es war etwas Gezwungenes in ihrer Heiterkeit, das aufmerksamen Augen nicht entging.

"Merkwürdig, wie verschieden die Schwestern trotz ihrer Ähnlichkeit aussehen können," sagte Annie Altorp zu ihrer Cousine, als die Tafel aufgehoben war und die jungen Mädchen, beide in weißem, duftigem Kleide, eine weiße Rose im Haar, einen Augenblick beisammen standen. "Gleiche Gestalt, gleiches Haar, gleiche Züge und Farben, und doch verschieden wie Tag und Nacht; sollte Heloise eine unglückliche Liebe haben?"

"Kein Gedanke an dergleichen," antwortete die Freifrau mit aller Entschiedenheit. "Sie kann es einfach nicht ertragen, daß Isabelle eine andere Gottheit neben ihr anbetet; sie ist der personifizierte Egoismus."

Während dies liebevolle Urteil über sie gesprochen wurde, verlebte Heloise einen qualvollen Augenblick; Isabelle

war mit dem Champagnerglase in der Hand zu ihr getreten und winkte auch Stauffen herbei.

„Ich kann es nicht länger ertragen, daß Ihr so förmlich mit einander verkehrt,“ sagte sie; „gleich trinkt Brüderschaft!“

Sah sie nicht, wie beide rot und blaß wurden, oder wollte sie nicht sehen?

„Wir begnügen uns mit einem Glase,“ fuhr sie neckisch fort, ließ lächelnd erst die Schwester, dann den Verlobten trinken und rief: „Nun gebt Euch einen Kuß, wie es der Brauch ist!“ sah sich aber in ihrer Erwartung getäuscht, denn anstatt Heloise in brüderlicher Herzlichkeit zu umarmen, begnügte sich Stauffen damit, einen flüchtigen Kuß auf ihre Stirn zu drücken, worauf er sich hastig dem herantretenden Freiherrn zuwendete. Es war Heloisens Schuld; wie eine Meduse hatte sie ausgesehen, als er sich zu ihr neigte, und ehe die Schwester ihr etwas darüber sagen konnte, verlor sie sich zwischen den Gruppen der Gäste.

Man hatte spät gegessen; nachdem der Kaffee getrunken war, begaben sich die älteren Damen und Herren an die Spieltische, während sich der jüngere Teil der Gesellschaft im Garten zerstreute. Aber schon nach kurzer Zeit eilten alle wieder dem Schlosse zu.

„Es regnet, wie schade!“ hörte man klagen. Doch nun strahlte den Flüchtenden aus den Fenstern des Saales im ersten Stock der Lichterglanz der Kronleuchter entgegen, und ein bescheidenes Orchester stimmte eine Polonaise an.

„Wie reizend! . . . wie liebenswürdig, gnädige Frau!“ riefen fröhliche Stimmen der Herrin des Hauses zu, die an der Thür des Gartensaales stand und die tanzlustige Schaar

an sich vorbeistürmen ließ. Heloise war nicht darunter, auch Heinz Wartenberg nicht . . . sollte er sie irgendwo zurückhalten? — Aber jetzt kamen Stauffen und Thibelle Arm in Arm die Terrassentreppe herauf, und hinter ihnen erschien ein junger Mann, bei dessen Anblick die aufdämmernde Hoffnung der Freifrau in nichts versank. Seine lange, edlige Gestalt war sorgfältig und modisch gekleidet, sein rotes Kindergesicht glatt rasiert, sein rotbraunes Haar in Locken gebrannt, und in seinem Wesen lag eine seltsame Mischung von Selbstgefälligkeit und Verzagttheit.

Mit melancholischer Miene trat er auf die Freifrau zu.

„Ach, liebe Tante, wie glücklich ist dieser Stauffen!“ sagte er, dem Brautpaar nachsehend, mit einem Lispeln, das seiner Sprache etwas Albernese gab.

„Daß Du es nicht auch bist, lieber Heinz, ist doch nur Deine Schuld,“ antwortete Frau von Linden in leichtem Tone, indem sie an seiner Seite dem Treppenslur zuging.

„Schuld?“ rief er bestürzt; „was habe ich denn gethan?“

„Nichts . . . das ist's ja eben!“ antwortete die Freifrau und stützte sich auf den Arm, den er ihr bot, sie die Treppe hinaufzuführen. „Du nimmst die Avancen gewisser junger Damen mit so gleichmäßiger Freundlichkeit auf, daß keine ahnen kann, für welche Du Dich interessierst . . .“

„Für keine von denen, die Du meinst!“ versicherte er; dann wurde sein Gesicht noch röter als gewöhnlich, und lispelnd, stammelnd fügte er hinzu: „Beste Tante, hast Du . . . hast Du wirklich nicht erraten, daß ich . . . daß ich Heloise liebe? . . .“

„Endlich!“ sagte sie zu sich selbst, und dabei war ihr

Blick so freundlich, daß Heinz von Wartenberg in einem Anfall von Entschlossenheit stehen blieb und bat:

„Liebe, beste Tante, hilf mir . . . sei meine Fürsprecherin!“

„Nicht so laut,“ mahnte sie, indem sie ihn weiter zog, und nach einer Pause, die ihm wie eine Ewigkeit erschien, fügte sie hinzu: „Deine Fürsprecherin sein? gut, das will ich! Das heißt, ich will noch heute meinem Mann Deine Herzenswünsche offenbaren. Mit Heloise mußt Du natürlich selbst ins reine kommen . . . dann feiern wir eine zweite fröhliche Verlobung.“

Die Freifrau nickte ihrem Neffen zu und entfernte sich. Verdutzt sah er ihr nach. Erst jetzt wurde ihm klar, was er gethan hatte. Wenn sie mit dem Onkel sprach, mußte er sich gegen Heloise erklären, und wie sollte er dazu Mut finden? — Unruhig sah er sich nach der Erwählten seines Herzens um. Es war ihm beinahe lieb, sie weder im Saale noch in den anstoßenden Spielzimmern zu finden.

Seine Tante war glücklicher als er. Scheinbar ganz ihrer Aufgabe als Frau vom Hause hingegeben, war sie, hier und da ein Wort austauschend, ebenfalls durch Saal und Spielzimmer gegangen, hatte sich endlich einem kleinen Turmgemäch zugewendet und sah ihre Vermutung bestätigt: im anstoßenden Erker, ihrem Lieblingswinkelchen, dessen Fenster in den Wipfel einer Linde hinausgingen, stand Heloise und sah in die tropfenden, leichtbewegten Zweige hinaus, aber sie war weit ab von dem, was sie umgab. Ein Chaos von Empfindungen wogte durch ihre Seele; Stauffens Ruf brannte auf ihrer Stirn und durchschauerte sie gleichzeitig mit Eiskälte — auch seine Lippen waren eiskalt gewesen.

Plötzlich schrak sie zusammen; ein seidenes Gewand rauschte hinter ihr, und als sie sich umsah, stand die Freifrau an ihrer Seite.

„Schon wieder Thränenweide!“ sagte sie in ihrer spöttisch herben Weise. „Du thätest besser, Dich um Deines Vaters Gäste zu kümmern. Vor allem aber nimm Dich zusammen, man könnte sonst auf den Gedanken kommen, daß Du Isabellens Glück beneidest.“

Heloise wurde dunkelrot, aber sie sah nicht auf und wollte stumm, mit gesenktem Kopfe an der Mutter vorübergehen, als diese sie mit einer Handbewegung zurückhielt.

„Es liegt übrigens in Deiner Hand, noch heute eine ebenso glückliche Braut zu sein, wie Deine Schwester,“ fuhr die Freifrau in milderem Tone fort. „Heinz Wartenberg hat um Dich angehalten . . . er wird Gelegenheit suchen, mit Dir zu sprechen, Du wirst ihm dazu behülflich sein, und ich zähle darauf, daß Du dem guten Jungen Dein Jawort giebst.“

Jetzt sah Heloise auf; ihre Augen flammten.

„Das kann ich nicht!“ sagte sie mit ruhiger Bestimmtheit.

„Unsinn!“ rief Frau von Linden; „es ist die beste Partie, auf die Du jemals rechnen kannst, und Dein Vater wünscht sie.“

„Papa wird mich nicht zwingen,“ antwortete das junge Mädchen.

„Zwingen . . .“ fiel die Freifrau ungeduldig ein; „was das nun wieder für ein Ausdruck ist! Du solltest nachgerade wissen, daß mir dergleichen tragische Grimassen

nicht imponieren. Ein junger Mann von guter Familie bietet Dir seine Hand; er ist reich, in Dich verliebt . . ."

"Über einfältig, lächerlich, der Spott unseres Kreises," warf Heloise dazwischen. Die Freifrau zuckte die Achseln.

"Ich sehe, daß sowohl Mütter wie Töchter nach ihm angeln," sagte sie. "Märchenprinzen sind überhaupt nur in Romanen und Backfischträumereien zu finden. Nimm Dir ein Beispiel an Isabelle."

"Ja liebt ihren Kurt!" rief Heloise.

"Natürlich!" antwortete die Freifrau mit spöttischem Lächeln. "Jedes geachtete Mädchen liebt den Mann, der ihr Namen, Haus und gesellschaftliche Stellung giebt. Sage Dir: ich muß, dann kannst Du auch . . . Komm jetzt."

Sie gingen in die Gesellschaft zurück, und bald flog auch Heloise im Tanz dahin. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen strahlten, und daß ihr Lächeln hin und wieder wie verhaltenes Weinen ausah, wurde dem guten Heinz nicht klar, obwohl er sie unausgesetzt beobachtete; er fand sie nur schöner und unnahbarer als je.

Frau von Linden widmete sich inzwischen mit großer Liebenswürdigkeit ihren Gästen, und sie dankten ihr dafür in gewohnter Weise.

"Die gute Freda ist heute ganz Zücker, so sehr freut sie sich, eine der Stieftöchter los zu werden," hieß es in einer Gruppe dem Tanze zuschauender Damen und Herren. "Bin neugierig, wen sie für Heloise finden wird."

"Das fragen Sie noch?" fiel eine entfernte Verwandte des Hauses ein. "Heloise tanzt eben zum dritten Male mit Heinz Wartenberg . . ."

"Ist's nicht merkwürdig, daß sie so vergnügt sein kann?" bemerkte ein altes, sentimentales Fräulein. "Ich erwartete, daß ihr die Heirat der Schwester das Herz brechen würde . . . sie galten für unzertrennlich . . . man nannte sie die Sympathievögelchen."

"Früher waren sie das auch," erwiderte die Verwandte des Hauses. "In ihren ersten Lebensjahren bin ich viel auf der Lindenburg gewesen und habe ihre Entwicklung beobachtet; alles hatten und thaten sie gemeinsam . . . jede Kinderkrankheit bekamen sie in derselben Stunde, jedes Wort lernten sie gleichzeitig, was der einen gefiel oder mißfiel, gefiel oder mißfiel auch der andern, und da sie nicht denselben Namen führen konnten, wollten sie wenigstens ähnlich heißen und nannten sich Ja und Ji."

"Wie schade, daß eine so poetische Seeleneinheit aufhören kann," seufzte das alte Fräulein.

"Ein Glück, daß sie es thut, liebe Luise," rief ihr etwas tauber Bruder mit lauter Stimme. "Bedenke doch, wie schrecklich es wäre, wenn Ja und Ji durch poetische Seeleneinheit — so nanntest Du es doch? — gezwungen würden, sich in denselben Mann zu verlieben!"

Eine der Damen winkte mit Augen und Fächer; dicht vor ihnen waren Heloise und Heinz Wartenberg stehen geblieben. Als es der alte Herr bemerkte, verstummte er — zu spät! Beide hatten seine letzten Worte gehört. Heinz lachte.

"Das ist glücklicherweise nicht zu fürchten," läspelte er; "zum Verlieben ist Herr von Stauffen nicht."

Ein Armband fiel klirrend zu Boden; Heloise mußte nicht, daß sie es mit nervösen Fingern aufgedrückt hatte. Heinz hob es auf. Was hätte er darum gegeben, es um

den schlanken Arm seiner Tänzerin legen zu dürfen! — aber stumm nahm ihm Heloise die Spange aus der Hand, befestigte sie wieder und stand nun da, halb von ihm abgewendet und starrte in die Weite. Was hatte er gethan? Ob er es wagte, sie anzureden? Aber was sollte er sagen? Daß er von drüben die Augen der Tante Freda auf sich gerichtet fühlte, brachte ihn vollends in Verwirrung.

„Es ist fürchterlich heiß!“ stieß er endlich hervor, um das Schweigen zu brechen.

Heloise schrak auf.

„Mich friert,“ sagte sie, leicht zusammenschauernd, „wir wollen tanzen.“

Mit diesen Worten zog sie ihn, auf die Gefahr hin, umgerissen zu werden, in den vorbeijagenden Galopp. Auch sie jagten dahin, aber nicht von Freude getragen.

„Heloise sah aus, als ob sie vor einem Verfolger entfliehen wollte,“ pflegte Heinz Wartenberg zu sagen, wenn er später von diesem Tanz mit ihr erzählte. „Mit ganz sonderbaren Augen starrte sie über meine Schulter, und ich versichere Sie, daß ihr Gesicht geradezu unheimlich war.“

Auch anderen fiel ihr Aussehen auf. „Sie muß krank sein! . . . Sie wird ohnmächtig!“ riefen einige Damen, als das junge Mädchen nach beendigtem Tanz blaß und starr auf einen Stuhl sank. „Liebe Freda, wir müssen ihr zu Hülfe kommen.“

„Ich werde ihr den Text lesen; ihr unvernünftiges Tanzen ist schuld,“ antwortete die Freifrau und bahnte sich den Weg zu Heloise. Aber Doktor Balduin, der Hausarzt, kam ihr zuvor.

„Mein liebes Kind, ich muß Sie von hier fort-schicken,“ sagte er in seiner freundlich bestimmten Weise.

Mit dem Blick des zu Tode verwundeten Wildes sah sie zu ihm auf, bemerkte gleichzeitig, daß die Mutter herankam, erhob sich und legte, wie Schutz suchend, die Hand in den Arm des alten Herrn.

Die Freifrau trat zu ihnen.

„Nimm Dich zusammen . . . Du weißt, Dein Vater leidet nicht, daß man sich gehen läßt,“ sagte sie scharf; aber der Doktor erklärte, Fräulein Heloise hätte Fieber und müsse sich augenblicklich niederlegen, worauf er sie ohne Weiteres aus dem Saale führte.

„Habe ich's recht gemacht?“ fragte er, als sie im Gange waren, und als sie ihm dankbar zunickte, fügte er hinzu: „Nun ist aber das meinige gethan, denn krank sind Sie nicht, nur verängstigt und aufgeregert . . . erschrecken Sie doch nicht so . . . niemand wird es Ihnen verübeln, wenn sie dem unwillkommenen Freier ein Körbchen geben. Vielleicht haben Sie ein paar schlimme Tage darum aus-zustehen, aber die gehen vorüber. Also nicht weinen, sich nicht ängstigen, ruhig sein, vernünftig sein . . . womöglich schlafen . . . wollen Sie?“

„Ich will's versuchen,“ antwortete sie, indem sie dem alten Herrn die Hand reichte. „Gute Nacht, lieber Doktor!“

Es klang so seltsam traurig; er blieb stehen und sah ihr nach, während sie in den zweiten Stock hinaufstieg.

V.

Die Festfreude war gestört; Heloisens Verschwinden, Stabellens verdüstertes Gesichtchen, der Bräutigam, der nicht

tanzte, sondern mit finsterner Miene — „wie der steinerne Gast“, sagte das sentimentale Fräulein — durch die Zimmer irrte, Frau von Lindens mühsam beherrschter Verdruß über Heinz Wartenbergs Ungeschick — alles vereinigte sich zu einer Atmosphäre des Unbehagens. Vergebens suchten der Herr und die Frau vom Hause ihre Gäste zu halten — wenige Minuten nach Mitternacht fuhr der letzte Wagen aus dem Thor der Lindenburg.

Heloise war nicht schlafen gegangen; so ermattet sie sich fühlte, ihre qualvollen Gedanken ließen sie nicht ruhen. War sie bisher, wie eine Nachtwandlerin, mit der dumpfen Empfindung der Gefahr, dem Abgrunde zugeschritten, jetzt sah sie mit wachen Augen hinein, fühlte sich hinabgezogen, fühlte sich verloren. — Was schwahende Zungen als phantastische Möglichkeit hingestellt, war für sie in Erfüllung gegangen: sie liebte den Mann, der ihrer Schwester gehörte, wurde dazu von unerbittlicher Notwendigkeit gezwungen, von jener Naturgewalt, die ihre Schwesterseelen so gleich besaitet und gestimmt, daß immer derselbe Ton darin erklingen mußte.

Klang er wirklich noch wie sonst? — Heiße Schamröthe stieg ihr ins Gesicht, als sie sich eingestand, daß die Mutter recht hatte, daß sie — die bisher nur danach gestrebt, ihrer Tsa jedes Ungemach, jede Mißempfindung zu ersparen — sie jetzt um ihr Glück beneidete. Und dann — das war die schlimmste Qual — sagte sie sich, daß Kurt, der ihr Bild gesehen, doch eigentlich sie geliebt hatte, und ein Zweifel an der gütigen Vaterhand Gottes, ein Grauen vor der Macht des Zufalls kam über die arme, geängstigte Seele.

Ein leichter Schritt, der im Gange hörbar wurde und an ihrer Thür stehen blieb, schreckte sie jäh empor. Es war Isabelle, die einen Augenblick lauschte, dann aber weiter ging und in ihr eigenes Stübchen trat. Aufatmend sank Heloise in ihren Sessel zurück. Nur jetzt nicht mit der Schwester zusammen sein müssen! Sie fühlte sich nicht wert, in ihre liebevollen Augen zu sehen, ihre liebevollen Worte zu hören.

Aber es sollte ihr nicht erspart bleiben. Nach einer Weile wurde leise, leise die Tapetenthür zwischen den beiden Zimmern geöffnet, und im Nachtkleide, das Licht mit der Hand beschattend, trat Isabelle ein.

„Du schläfst nicht?“ rief sie, als sie aus dämmrigem Hintergrunde die weiße Gestalt der Schwester hervorleuchten sah, stellte das Licht auf den nächsten Tisch, kniete — wie sie von Kindheit an zu thun pflegte — vor Heloise nieder und sah mit angstvoll forschenden Augen in ihr blaßes Gesicht.

„Wie Du aussehst!“ klagte sie. „Du bist ernstlich krank.“

Ihre Bestürzung gab Heloise die Kraft, sich zu fassen; Tsa bekümmert zu sehen, hatte sie nie ertragen können; sie zwang sich auch jetzt zu einem müden Lächeln und bat:

„Sei ruhig, Liebling! Mein ganzes Unwohlsein ist nur Feigheit . . . nur Furcht vor Mamm. Sie will mich mit Heinz Wartenberg verheiraten . . .“

„Davon hast Du Dich erschrecken lassen!“ rief Isabelle, indem sie das Köpfschen zurückwarf. „Das thust Du nicht . . . wir leiden es nicht . . . Du gehörst uns, mir und Kurt . . . Du bleibst immer, immer bei uns . . . sage nichts dagegen,“ fuhr sie eifrig fort; „ich weiß es, Du

bildest Dir ein, Du könntest Kurt nicht leiden . . . aber Du bist nur eifersüchtig. Das wäre ich wahrscheinlich auch, wenn Du einen Mann so lieb hättest, wie ich ihn . . . aber glaube mir, es ist ganz, ganz unnötig! Meine Liebe zu Dir ist nicht kleiner, nicht anders geworden, und wie er Dich versteht und hochhält! . . . Erst gestern, als ich ihm erzählte, wie Du von klein auf für mich gesorgt und oft die Strafe für meine Unarten auf Dich genommen hast, sagte er mit einem Ton, der mir ins Herz ging: „Ja, sie ist gut — sie ist einzig!“ Isabelle schwieg und sah mit strahlenden Augen zu Heloise auf; aber diese hatte kein Wort, keinen Blick für die Schwester; regungslos, mit gesenktem Kopfe saß sie da; ihr Herz schlug zum Zerpringen, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Unmutig sprang Isabelle auf.

„Du bist eigenstinnig, bist ungerecht, hast mich nicht mehr lieb!“ rief sie heftig; „sonst würdest Du Dich überwinden und ihn um meinetwillen ein bißchen lieb haben.“

Mit diesen Worten eilte sie in ihr Schlafzimmer.

Heloise blieb mitten im Zimmer stehen und sah wie Hülfe suchend mit irren Augen umher. Vater, Mutter, Schwester — alle waren mit ihr unzufrieden, verstanden sie nicht. Und Stauffen . . . „ein bißchen lieb haben“ sollte sie ihn . . . arme, thörichte, kurzsichtige Is! Und doch — welch ein Glück, daß sie so war . . . welch ein Elend, wenn die Schwester sie je begriff!

Wie Bergeslast lag es Heloise auf der Seele . . . ihr war, als ob sie ersticken müßte, und, nach Atem ringend, trat sie an das offene Fenster. Kühler Nachthauch wehte ihr entgegen, leises Rauschen klang von der Lindenallee,

leises Blätzfchern vom Springbrunnen herüber . . . da war Frische und Frieden. Mechanisch hüllte sie sich in ihr weißes Ballmütchlein, huschte hinaus, die Hintertreppe hinunter, schob geräuschlos den Riegel des Gartenpfortchens zurück und war nach wenigen Schritten unter den alten Bäumen. Es regnete nicht mehr — leuchtend stand der Vollmond über zerrissenem Gewölbe; goldene Lichter spielten durch die bewegten, tropfenden Zweige, rieselten an den Stämmen nieder, lagen auf Weg und Gräsern — aber Heloise sah es heute nicht. Ihre Schmerzen und Zweifel waren ihr gefolgt.

„Was soll ich thun?“ fragte sie sich immer wieder, während sie hastig, von der Unruhe ihres Herzens getrieben, dahineilte. Ihre Liebe zu Kurt, ihre verbrecherische Liebe trennte sie auf immer von Isabelle und machte ihr zur Pflicht, Wartenbergs Werbung abzulehnen.

Aber wie sollte sie Kraft finden, ohne die geliebte Schwesterseele in der Lindenburg weiter zu leben und den Wünschen des Vaters, den Befehlen der Stiefmutter zu widerstreben?

Plötzlich — sie hatte das Ende der Allee erreicht und war, in sich versunken, unter der Thranenweide am Teiche stehen geblieben — plötzlich knirschte der Kiesweg unter einem festen raschen Schritt, der ihr nur zu wohl bekannt war. Unwillkürlich trat sie tiefer in den Schatten der niederhängenden Zweige — umsonst! Stauffen hatte sie gesehen.

„Heloise!“ rief er so flehend, so befehlend, daß sie gehorchen mußte; zitternd trat sie hervor, und im nächsten Moment war er bei ihr, umfaßte sie mit starken Armen

und bedeckte ihr Haar, ihre Augen, ihren Mund mit leidenschaftlichen Küssen.

Einen Augenblick ließ sie sich gehen, von Wonne durchschauert, dann machte sie sich los und verbarg aufstöhnend das Gesicht in den Händen.

Er zog sie wieder an sich.

„Nicht so!“ bat er ungestüm, ihr die Hände lösend. „Laß mich die geliebten Züge, die geliebten Augen sehen, Dich fühlen, Dich halten . . .“ Aber nun wehrte sie sich mit so verzweifelter Anstrengung, daß er sie losließ.

„Kind, Kind, was nützt das Widerstreben!“ sagte er traurig. „Glaube mir, ich habe gerungen wie ein Mann . . . aber was können wir gegen die ewigen Gewalten . . . gegen Schicksal und Liebe? Ich war Dein eigen bei dem ersten Blick auf Dein Bild, bei dem ersten Blick in Deine Augen . . . hast Du nicht dasselbe erlebt? . . . Die Wahrheit, Heloise!“

Er hatte ihre Hände gefaßt und sah ihr in die Augen. Vergebens suchte sie den Blick von ihm abzuwenden — vergebens, ihre Liebe zu verleugnen; sie konnte es nicht, preßte die bebenden Lippen zusammen und schwieg.

Es war eine lange, hange Pause. Endlich wendete er aufseufzend den Blick von ihr ab, und wie von einem Bann befreit, machte sie sich wieder von ihm los, war aber kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten.

Er sah es, führte sie zu der Bank unter der Hängeweide und setzte sich an ihre Seite.

„Ich sagte Dir schon,“ begann er in leisem, leidenschaftlichem Tone, „daß ich nach Kräften gegen meine Liebe angekämpft habe. Es war umsonst und war nicht das Rechte . . . Es ist mir aber erst klar geworden, seit ich

weiß, daß sie Dich zu einer unwürdigen Ehe zwingen oder bereden wollen . . . das darf nicht sein — das dulde ich nicht! . . . Mir gehörst Du, mir allein, denn Du liebst mich, wie ich Dich liebe . . . vor Gott und Menschen will ich Dich mein eigen nennen . . .“

„Und Zabelle?“ fiel Heloise ein.

„Zabelle!“ wiederholte er. „Armes, liebes Kind . . . sie wird leiden, aber sie wird es überwinden. Ihre Liebe zu mir ist eine Täuschung . . . echte Liebe muß gegenseitig sein!“

Heloise schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte sie traurig, „keine Täuschung — wir haben immer dasselbe geliebt . . . und sie hat Dein Wort, sie glaubt an Dich . . . Du darfst sie nicht unglücklich machen.“

„Ich darf sie nicht betrügen,“ fiel er ein, „kann und darf mich nicht zur lebenslangen Ehe verpflichten. — Darüber täusche Dich nicht: muß ich Dir entsagen, ist Deine Liebe nicht stark genug, dem Urteil der Welt zu trotzen und Zabelle's Schmerz zu bereiten — für sie wird damit nichts gewonnen, nichts gerettet. — Zabelle in den Armen halten, während ich an Dich denke, Dich ersehne — welche Erniedrigung für Deine Schwester — welche Ehrlosigkeit für mich! Feinfühlend, wie sie ist, wird sie das verstehen . . . wird mich freigeben . . . wird in dem Bewußtsein, uns glücklich gemacht zu haben, Trost und Frieden finden . . . Heloise, einzig Geliebte . . . habe den Mut, glücklich zu sein, sage, daß Du mir gehören willst!“

Er wollte sie ans Herz ziehen. Sie litt es nicht.

„Laß mir Zeit!“ flehte sie mit so angstvollem Ton, so irrem Blick, daß er Mitleid mit ihr fühlte.

„Wie lange soll ich warten?“ fragte er, indem er sich erhob. „Bedenke, was es heißt, die Komödie fortzuspielden.“

Auch sie war aufgestanden und presste die niederhängenden Hände fest zusammen.

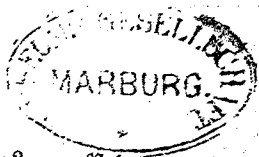
„Bis morgen,“ hauchte sie. „Geh, geh, ich muß allein sein . . .“

„Bis morgen!“ wiederholte er — wollte sie umarmen, fühlte sich abermals von ihrem Medusenangeficht zurückgeschreckt und ging. Noch einmal wendete er sich zurück.

„Du wirst schlafen gehen . . . wirst Ruhe zu finden suchen . . .“ Sie winkte mit der Hand, daß er gehen möge, und er gehorchte.

Er sah nicht, wie sie die Arme erhob und eine Bewegung machte, als ob sie ihm nachzusehen wollte, und hörte nicht den leisen Zammerton, mit dem sie in die Knie sank. Mit fiebernden Pulsen, getheilt zwischen Furcht und Hoffnung, stürmte er vorwärts. Morgen sollte sich's entscheiden, ob ihm die Krone des Lebens oder bitteres Entfagen beschieden war.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein; Stauffen hatte sich nicht entschließen können, in sein Zimmer zurückzukehren; er irrte im Garten hin und her und kam endlich wieder an die Stelle, wo er mit Heloise zusammengetroffen war. Der Mond begann zu sinken, aber noch fiel sein goldiger Schein in breiten Streifen über den Teich, dessen Wasser, vom Winde bewegt, leise plätschernd am rasigen Ufer verrann. Auch der Wind strich mit leisem Rauschen durch die Wipfel der Bäume, blauer Duft lag zwischen ihren Stämmen, über dem fernen Walde — alles war wie eingehüllt in den Frieden der Nacht.



Ob er auch Heloise zu teil geworden war? — Nein — zwischen den niederhängenden Zweigen der Weide schimmerte weißes Gewand . . . Stauffen eilte darauf zu — aber es war nur ihr Mäntelchen, das vor der Bank auf dem Rasen lag. Er nahm es auf und drückte einen Kuß in das feine, duftige Gewebe. Ein kleiner Gegenstand fiel daraus nieder — Heloisens Ballkarte. Als Kurt sie aufnahm, sah er seinen Namen, darunter stand mit zitternden Fingern im unsicheren Mondlicht geschrieben:

„Ich darf nicht leben, wenn ich Nias Unglück bin. Verzeiht, Ihr geliebten beiden, daß ich Euch diesen Kummer mache — ich kann nicht anders. Lebt wohl, seid glücklich!“

Stauffens Herzschlag stockte. Hatte er recht gelesen, recht verstanden? Was hatte sie gethan — wo sollte er sie suchen? Barmherziger Gott! war es ihr weißes Kleid, das unter den ins Wasser tauchenden Zweigen schimmerte?

Im nächsten Augenblick kniete er am Ufer und riß sie empor — er kam zu spät — sie war schlafen gegangen.

Heloisens letzter Wunsch ist nicht erfüllt. Weder Isabelle noch Stauffen haben ihren Tod verschmerzt. Isabelle hat zwar alles verstanden, alles verziehen, und ist ein halbes Jahr nach dem Tode der Schwester das Weib ihres noch immer geliebten Kurt geworden, aber nur, um wieder ein halbes Jahr später in seinen Armen zu sterben.

Kurt Stauffen hat den Abschied genommen; er lebt und arbeitet für das Wohl seiner Hinterlassenen auf Stauffeneck — ein finsterner, einsamer Mann.



Druck von J. Perschke & Co., Berlin C., Niederwallstr. 22.